

Ich habe Karl Tschuppik in Verdacht, daß er gerne als Jude zur Welt gekommen wäre, um die Prager deutschgesinnten Juden auszurotten, ohne sich dem Verdacht auszusetzen, ein Antisemit zu sein. (S. Morgenstern, Joseph Roths Flucht und Ende, S. 136)

Materialien zu Karl TSCHUPPIK

(KT)

26.7.1876 Hořovice (Horschowitz) / Böhmen – 22.7.1937 Wien



Karl Tschuppik beim Heurigen in Wien, ca. 1935; Rötzelzeichnung nach einem Foto

Karl Tschuppik

DANK

Diese Seiten stützen sich neben eigenen Recherchen auf Arbeiten und Hinweise von Klaus Amann (Klagenfurt) und Klaus Prokopp (St. Pauls/Eppan bei Bozen) sowie auf zahlreiche mir freundlicherweise zur Verfügung gestellte wesentliche Ergebnisse von Recherchen von Harald Stockhammer (Innsbruck) und wertvolle Ergänzungen und Hinweise von Konrad Nowakowski (Wien) und Helmut Brenner (Meerbusch bei Düsseldorf).

IMPRESSUM

Publiziert als PDF auf der Webseite www.Soma-Morgenstern.at :
Georg.B.Deutsch, 1140 Wien, Anfang Mai 2015

INHALTSVERZEICHNIS

	<i>I</i>	<i>ZUR PERSON</i>	
S. 4		1	ZEITTADEL – LEBENSLAUF
9		2	STAMMBAUM
10		3	PHOTOS, DOKUMENTE
16		4	BIOGRAPHISCHE ANMERKUNGEN
18		5	BERTA TSCHUPPIK, KTs FRAU
	<i>II</i>	<i>ARBEITEN</i>	
23		1	ARTIKEL UND BÜCHER
25		2	BUCHAUSGABEN
	<i>III</i>	<i>QUELLEN / SEKUNDÄRLITERATUR</i>	
29		1	NACHRUF UND ANDERE ZEITUNGSARTIKEL
31		2	MEMOIREN UND ANDERE DOKUMENTE VON ZEITGENOSSEN
33		3	GERMANISTISCHE, HISTORISCHE ARBEITEN ÜBER KT
35		4	NACHSCHLAGEWERKE / ARCHIVE
	<i>IV</i>	<i>ZEITGENOSSEN ÜBER TSCHUPPIK</i>	
36		1	Soma Morgenstern
36		2	Joseph Roth
38		3	Hans Habe
38		4	Karl Kraus
40		5	Klaus Mann
40		6	Gina Kaus
41		7	Milan Dubrovic
41		8	David Bronson / Tanja Tschuppik
42		9	Tanja Tschuppik
43		10	Hermann Kesten
43		11	Friedrich Torberg
44		12	Zeitungsnachrufe (Wr. Zeitung, NFPresse, Das kleine Blatt, Neues Wr. Tagblatt)
48	<i>V</i>	<i>DIE MISSVERSTANDENE AMTSHANDLUNG (1922)</i>	
51	<i>VI</i>	<i>EINE ANEKDOTE ÜBER TSCHUPPIK(?): ÖSTERREICH UND DEUTSCHLAND</i>	
	<i>VII</i>	<i>TEXTE VON KARL TSCHUPPIK</i>	
54		1	(1909) Trinkgeldfeinde (Feuilleton)
58		2	(1917) Jüdischer Geist, politischer Geist
59		3	(1917) <i>Autobiographisches</i> : Zwei Briefe an Stefan Großmann
64		4	(1928) <i>Autobiographisches</i> : aus dem Vorwort zu KTs Buch über Franz Joseph
65		5	(1929?) <i>Autobiographisches</i> : Brief an Hermann Bahr
68		6	(1930) Prag und die Prager
72		7	(1931) Hindenburg (auf Englisch)
80		8	(1932) Rezension von Joseph Roths Radetzkymarsch
81		9	(1935) in: „Europa und die deutsche Frage: eine Deutung und ein Ausblick“.
81		10	(1935) Ein Jahr Schuschnigg
82		11	(1936) „Ein Sohn aus gutem Hause“: Aus der Verlagskorrespondenz
83		12	(1937) Der Weg zum Guten Wein (aus dem Nachlass)

I. 1 ZEITTADEL - LEBENSLAUF

1876 (vermutlich – sowohl beim Geburtsdatum als auch beim –ort gibt es Unsicherheiten) am 26. Juli im böhmischen Hořovice (dt. Horschowitz, etwa 50 km südöstlich von Prag) als drittes Kind und als erster Sohn geboren.

In den bekannten Dokumenten scheint Horschowitz, in Nachrufen und in der Literatur wird jedoch oft Melnik in Böhmen als Geburtsort angegeben. Möglicherweise haben KT's Eltern zwar in Melnik bei Leitmeritz gewohnt, KT's Mutter ist aber vermutlich zur Geburt ihres ältesten Sohnes in ihren Heimatort gegangen: sie ist in dem kleinen Ort Drozdov bei Horschowitz (etwa 6 km nordöstlich) geboren.

Stammt aus alter österr. katholischer Offiziers- bzw. Beamtenfamilie.
Vergleiche dazu KT's eigene Darstellung hier unten VII.1 S.53.

Vater: Friedrich T., Ingenieur, Staatsbeamter der deutschsprachigen Verwaltung in Böhmen; Mutter: Ludmilla Komárkova (Komárek), Arzttochter.

Der Vater entstammt offenbar einer deutschsprachigen, die Mutter einer (teilweise) tschechischsprachigen Familie. Gemeinsame Sprache dürfte zwar Deutsch gewesen sein, KT hat aber jedenfalls neben Deutsch auch Tschechisch gesprochen, jedoch, soweit bekannt, ausschließlich auf Deutsch geschrieben. (Vgl. unten den Grabstein seiner Eltern hier unten S. 12 und Gina Kaus' Bericht S.40, (IV 6))

1886 Geburt der Schwester Gertrude Tschuppik

1888 Geburt des Bruders Friedrich Tschuppik (später Ing. Bedřich Čupík)

1889 Geburt des Bruders Walter T. in Melnik, (gest.1955 in Wien). Redakteur, Journalist, Schriftsteller, Dramatiker



Foto: Internationale Gustav Mahler Gesellschaft, Wien

1890er Jahre Jugend teilweise in Leitmeritz, wo vermutlich der Vater bei der Nordwestbahn tätig war. Über KT's schulischen Werdegang ist nicht bekannt.

War zunächst für die Offizierslaufbahn bestimmt (vgl. auch Darstellung im teilweise autobiographisch gefärbten Roman „Ein Sohn aus gutem Hause“.)

Angeblich Studium an der technischen Hochschule in Zürich und Prag (vermutlich nicht wahr)

Erste journalistische Arbeiten in der zweisprachigen Prager Monatsschrift „Akademie“

- 1896 KTs Vater stirbt. Die Mutter übersiedelt (offenbar) mit ihren sieben Kindern nach Prag, wo ihre Familie zuhause ist.
- ab 1898/9 Journalist beim „Prager Tagblatt“
- Mitarbeit bei u.a. „Frankfurter Zeitung“, „Neues Wiener Tagblatt“, „Vossische Zeitung“, „Temps“ (Paris); Feuilletonist beim „Pester Lloyd“
- 1902 Verfasst zwei Artikel für die Wiener *Arbeiterzeitung*
- 1910-1917 Chefredakteur beim „Prager Tagblatt“ .
- Verfasst während der Kriegsjahre – im Gegensatz zu seiner späteren deutsch-kritischen Haltung – auch kriegshetzerische, das deutsche Wesen verherrlichende Leitartikel.
- ab ca. 1914 fest liiert mit seiner späteren Frau, der Prager Jüdin Berta Proskauer zusammen.
- 1917 „Suspendierung“ als Chefredakteur – verliert (vermutlich durch Intrige) seine Stellung. Gemeinsam mit Berta Übersiedlung nach Wien, wohnt im (Alten) Hotel Bristol. Darf von Wien aus weiter Leitartikel für das Prager Tagblatt schreiben.



*Das Alte Hotel Bristol am Kärntner Ring in Wien. (1945 durch Bomben zerstört.
Heute befindet sich dort der Körneringhof) - Retuschierte Ansichtskarte.*

- ab 1918 Herausgeber von „Neues Wiener Tagblatt“; Mitarbeit bei der pazifistischen Zeitschrift „Der Friede“ (Mitarbeiter u.a. Altenberg, Broch, Brod, Kuh, Loos, Musil, Perutz, Polgar, Viertel, Werfel)
- 1919 März-Juli: Chef vom Dienst bei der kurzlebigen Tageszeitung „Der Neue Tag“ (Republikanischer Nachfolger des konservativen, regierungsfreundlichen „Fremdenblatt“ der Monarchie). Dort, neben auch bei „Der Friede“ tätigen Kollegen, Mitarbeit von u.a. Blei, Großmann, Hofmannsthal, Egon Erwin Kisch, Wellesz und erstmals Joseph Roth, mit dem ihn eine lebenslange (Trinker-)Freundschaft verbindet.

- 1920 Heirat mit Berta Proskauer (geb. 1886)
- 1923-1926 Chefredakteur von Békessys Tageszeitung „Die Stunde“. (In dieser wohl ersten Boulevardzeitung Österreichs arbeiteten auch Egon Friedell, Anton Kuh und Billy Wilder). KT führt mit Karl Kraus, der Békessy und sein „Banditenblatt“ verfolgt, einen z.T. recht persönlich gehaltenen sehr heftigen Konflikt. Damit in Zusammenhang verlässt KT „Die Stunde“ und verlässt Wien:
- 1926 Übersiedlung nach Berlin
- ab ca. 1926 In der „Mampestube“ (am Kurfürstendamm) Teil des österreichischen Kreises (Roth, Kuh, Polgar, Roda Roda, Valeriu Marcu)
- ab 1927 Mitherausgeber von „Das Tage-Buch“ (Berlin)
- ab 1928 Verfasser von kritischen Biographien (s.u. II. ARBEITEN VON KT), z.T. mit Bezug auf das deutsch-österreichische Verhältnis; Artikel für „Die literarische Welt“ (Hg. Willy Haas / Ernst Rowohlt)
- 1933 bereits im April auf der ersten „Schwarzen Liste Literatur“ der NSDAP (v.a. wegen einer Passage in seiner Ludendorff-Biographie); gezwungene Rückkehr nach Wien, bezieht (wieder) sein Quartier im Hotel Bristol.
- Gemeinsam mit Alexander Lernet-Holenia Trauzeugen von Ödön von Horvath mit der Sängerin Maria Elsner (die Ehe wird im folgenden Jahr wieder geschieden)
- Mitarbeit am „Neuen Tagebuch“ (Hg. Schwarzschild, Paris); Freier Mitarbeiter der Wochenzeitung „Der Morgen“ und „Wiener Sonn- und Montagszeitung“
- 1936 KTs sechzigster Geburtstag wird in einigen Zeitungen gewürdigt

Prager Tagblatt Nr. 173 5

Podiebrader Turnier

Podiebrad. Gestern wurde nur die Hängepartie Pelikan Petrov beendet. Pelikan siegte. Stand vor dem Finale: Flohr 12½, Dr. Aljechin 12, Foltys, Pirc je 10, Stahlberg 9½, Eliskases, Frydman je 9, Pelikan, Richter je 8½, Petrov 8, Opočensky, Steiner je 7½, Frl. Menčíková 7, Dr. Skalicka, Zinner je 6, Dr. Treybal 5½, Thomas 4, Dr. Fazekas 3½.

Heute letzte Runde. Es spielen: Aljechin — Petrov, Flohr — Opočensky, Stahlberg — Frl. Menčíková, Pirc — Eliskases, Pelikan — Zinner, Frydman — Richter, Dr. Skalicka — Steiner, Foltys — Thomas und Dr. Fazekas — Doktor Treybal.

Passanten-Tage in Karlsbad. Karlsbad. In Durchführung der Vorschriften der Landesbehörde zur Herbeiführung eines ausgeglichener Stadtbudgets wird mit 1. August in Karlsbad eine Passantentage von 2.50 hrv. K. einzuführen sein. Sie hat einem Auf-



Karl Tschupplik,
der ausgezeichnete
Publizist und gewese-
sene Chefredakteur
des „Prager Tagblatt“
wird heute 60 Jahre alt

dem d
eben b
und Sc
kunft ei
reithalt
sicherge
Die i
Hmau
Franz
einer G
die Fu
habe.
Eine
ministe
50 Fra
bestimm
ter und
Zer
Leute.
ereign
strage
Unglück

Lady Deterding wird russische Fürstin. Groß-

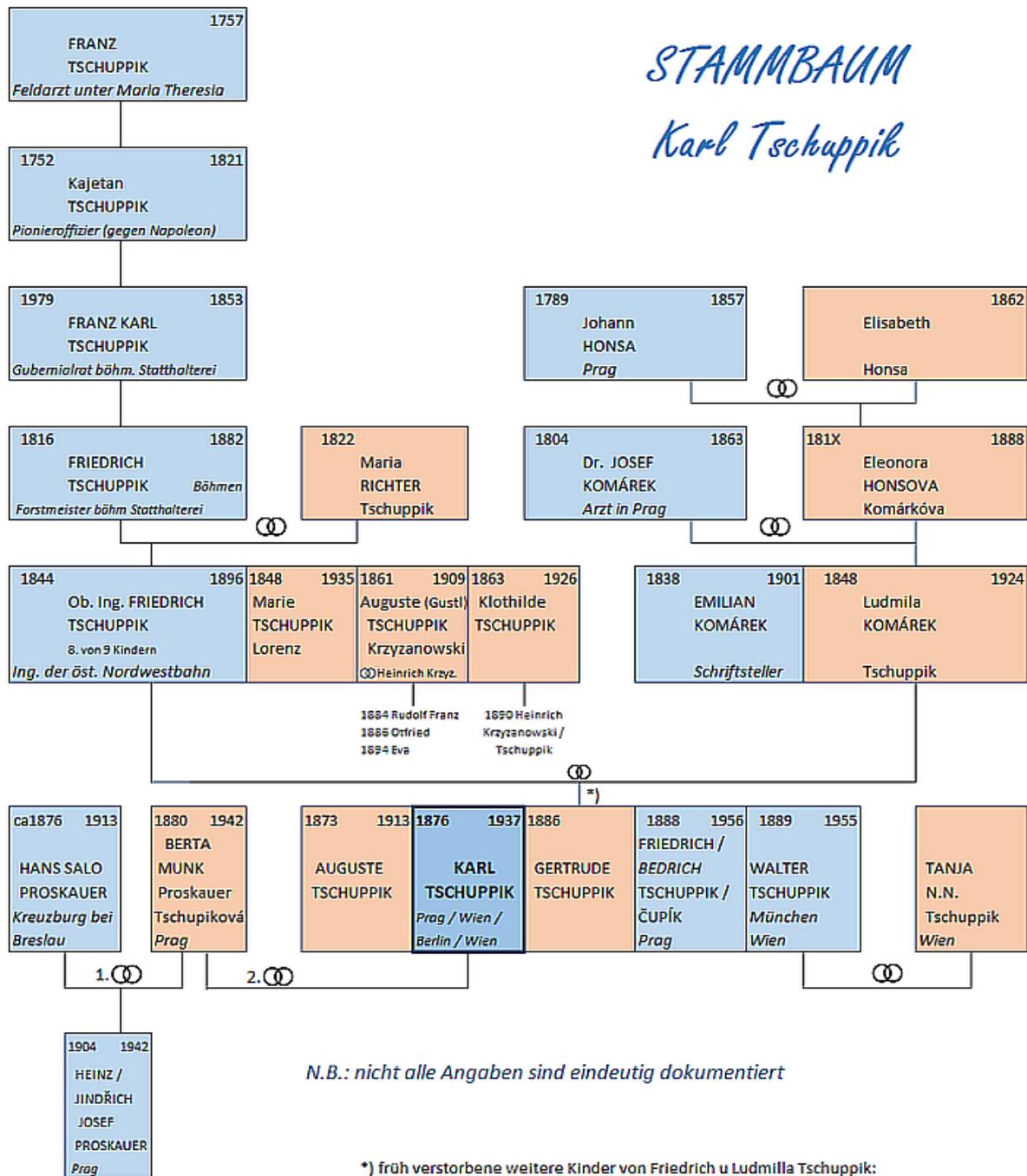
Prager Tagblatt, Sonntag, 26. Juli 1936

- 1937 Autobiographisch gefärbter Roman: *Ein Sohn aus gutem Hause* erscheint im Amsterdamer Exilverlag Allert de Lange

Zur nachfolgenden Rezeption KTs:

- 1961 Zu KTs 85. Geburtstag erscheint zumindest ein Zeitungsartikel über ihn von seiner Schwägerin Tanja Tschuppik.
- 1975 Torbergs „*Tante Jolesch*“ erscheint, in dem etliche Erinnerungen an KT enthalten sind.
- 1976 in der Serie „Wiedergefunden“ wird im Styriaverlag wieder „*Ein Sohn aus gutem Hause*“ aufgelegt – in Tschuppiks 100. Geburtsjahr.
- 1980 erscheint erstmals in Germanistischen Umfeld ein Artikel über KT, der zehnteilige „*Hinweis auf einen zu Unrecht vergessenen österreichischen Schriftsteller*“, von Klaus Amann in einer Publikation der Universität Klagenfurt.
- 1982 Im Böhlauverlag erscheint ein von Klaus Amann herausgegebener Sammelband mit einer einleitenden biographischen Skizze vom Herausgeber.
- 1988 Verfilmung von „*Ein Sohn aus gutem Hause*“ (öst.-dt. Fernsehfilm; Regie: Karin Brandauer)
- 1994 Das um 1970 zusammengefasste Erinnerungsbuch von Soma Morgenstern „*Joseph Roths Flucht und Ende*“ erscheint. Es enthält einen eigenen Abschnitt „*Unser Freund Tschuppik*“.
- Fertigstellung der bislang einzigen Diplomarbeit über KT (vom Südtiroler Klaus Prokopp an der Universität Klagenfurt).
- 1999 KTs Grab „auf Friedhofszeit“ wird wegen anhaltender mangelnder Betreuung aufgelassen.
- 2004 KTs *Maria Theresia* wird auf Polnisch wieder aufgelegt.
- 2007 erscheint erstmals eine englische Publikation, die sich auch mit KT beschäftigt
- ab 2007 wird KTs Ludendorffbiographie mehrmals auf Englisch wieder publiziert.
- 2008 erscheint ein ausführlicher, teilweise fehlerhafter Artikel über KT in Wikipedia.
- 2009 KTs Elisabethbiographie erscheint in Deutsch, Russisch, Italienisch, Französisch und Spanisch.
- 2009/2012 erscheinen erstmals Publikationen (von Konrad Nowakowski), die KTs publizistische Rolle bei den Anfängen des Jazz in Wien würdigen.
- 2015 „*Ein Sohn aus gutem Hause*“ wird in Wien neu herausgegeben. Am 5. Mai ist darüber eine Lesung in Wien in der Österr. Gesellschaft f. Literatur geplant.
- In der zweiten Jahreshälfte soll ein Artikel über KT in der Wiener Zeitschrift „*Zwischenwelt*“ erscheinen.

I. 2 STAMMBAUM



I. 3 PHOTOS, DOKUMENTE

Lit. *Ts.* Pag. *1111*

Datum der erfolgten Meldung	Haus- No.	N a m e n	Charakter	Geburts-Jahr	Geburtsort	Heimatschein <i>da</i>
<i>22/5</i>	<i>220</i>	<i>Tschuppi</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1870</i>	<i>Leowitz</i>	<i>Leowitz</i>
<i>1896</i>	<i>III</i>	<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1870</i>	<i>Leowitz</i>	<i>Leowitz 22/0</i>
<i>28/1</i>	<i>343</i>	<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1870</i>	<i>Leowitz</i>	<i>1875 9-</i>
<i>18/10/02</i>	<i>III</i>	<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1873</i>		
		<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1875</i>		
		<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1876</i>		
		<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1876</i>		
		<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1880</i>		
		<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1880</i>		
		<i>Widmiba</i>	<i>Platzhelfer</i>	<i>1889</i>		

(sic)
1841
1051
211

Abg. 19/1899 Nr. 223 Leowitz

Antrag zur Aufenthaltsgenehmigung in Prag 1896. Quelle: Národní archiv, Prag:
<http://digi.nacr.cz/prihlasky2/indexen.php?session=a0128c3645a75ed3d58d2848f063437a&action=record&x=4&t=1&m=1>



Grab von KTs Eltern bzw. Familiengrab von KTs Vorfahren mütterlichseits (Komárek u. Honsa) am Wolschaner Friedhof / Olšanské hřbitovy in Prag.

Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung von © Jaromír Czmero, Olmütz

Nicht datiertes Photo, vielleicht um 1911:

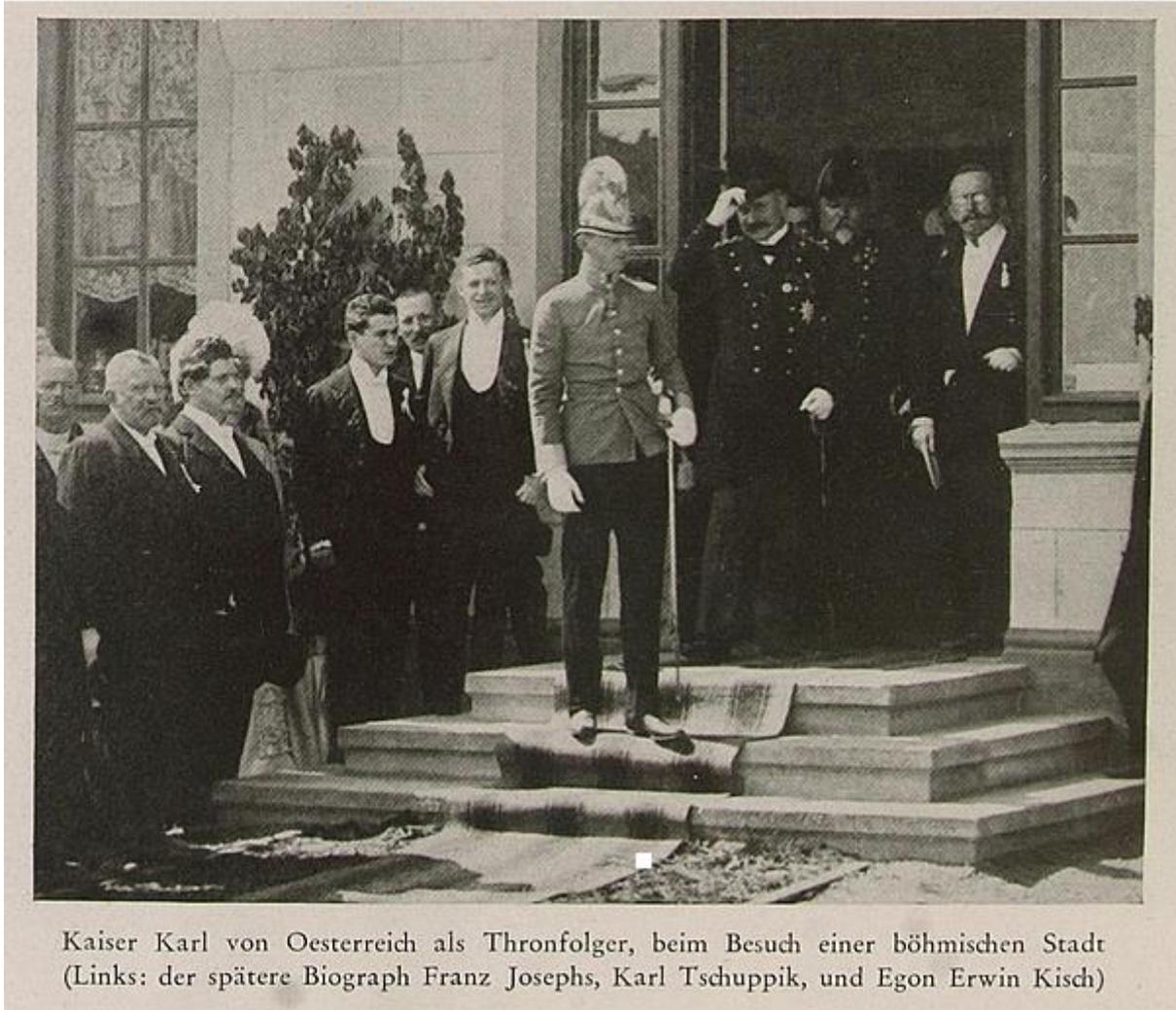
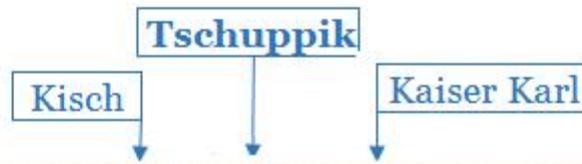


Photo aus der Zeitschrift „Der Querschnitt“ im Propyläen-Verlag, Berlin, XII. Jahrgang, Heft 7, Ende Juli 1932, zwischen S.496 und 497.

Mit Dank an Fabian Berglechner (München) für den freundlichen Hinweis auf dieses Photo.

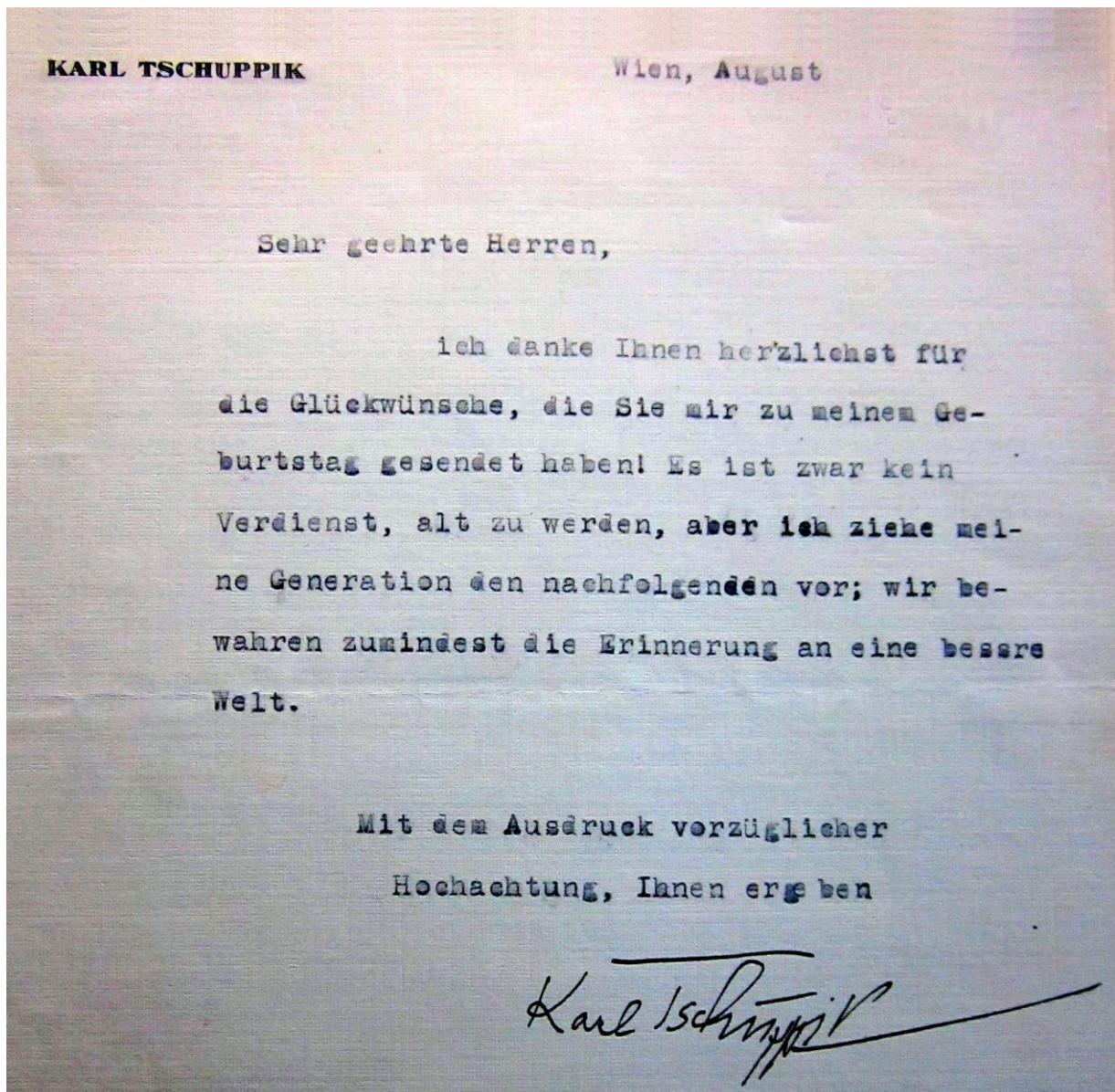
Veröffentlichte Photos anlässlich KTs 60. Geburtstags 1936:



Prager Tagblatt



Unidentifizierte (Wiener?)
Zeitung



KTs Dankschreiben 1936 an den Allert de Lange Verlag. Wiedergabe mit Dank an das IISG, Amsterdam.



Photo aus dem Bildteil im „Jahrbuch 1934/1935“, Allert de Lange Verlag, Amsterdam 1934



Photo im Kleinen Blatt: Nachruf am 23. Juli 1937

I.4 BIOGRAPHISCHE ANMERKUNGEN

KT verkehrte freundschaftlich u.a. mit Franz Theodor Czokor, Stefan Großmann, Ödön von Horvath, Gina Kaus, Egon Erwin Kisch, Anton Kuh, Heinrich Mann, Klaus Mann, Soma Morgenstern, Leo Perutz (an dessen Stammtisch im Café Herrenhof KT einer der wenigen „zugelassenen“ Tischgenossen war), Herta Pauli, Alfred Polgar, Roda Roda, Walther Rode, Joseph Roth, Graf Adalbert Wenzel Sternberg, Franz Werfel,...

KTs Zuhause war (neben seiner Schlafstätte im alten Hotel Bristol) in Wien u.a. das „Café Herrenhof“, in einer Runde zu der neben Kuh, Werfel und Roth auch Perutz und Torberg gehörten. Ebenfalls verkehrten dort Broch, Kafkas Freundin Milena, Alfred Adler und Freudjünger.

KT, selber durchaus Deutsch-Österreichisch national eingestellt, trat konsequent für die Rechte der Tschechen in der Monarchie ein und bekämpfte zeitlebens den Antisemitismus, wodurch er unter den Deutschböhmen eher zu einer Minderheit zählt. Vielleicht dadurch, wegen seiner jüdischen Frau oder durch die frühe Verfolgung durch die Nazis wird er mitunter irrtümlich als jüdischer Autor geführt, obwohl nicht von jüdischer Herkunft ist. Von seinen Zeitgenossen wurde öfters besonders darauf hingewiesen, dass er nicht jüdisch war, vgl. dazu z.B. hier ganz oben das Zitat aus Morgensterns Erinnerungen an KT. Auch schreibt der Wiener Musikkritiker Max Graf in einem Artikel, der sich gegen das Stereotyp wendet, alle gute Wiener Journalisten seine Juden: „*[...]auch heute sind eine Reihe der besten Journalisten Wiens – ich nenne Karl Tschuppik,[...] Dr. Renner [...] bedeutende Schreiber, nicht dem Judentum angehörig.*“¹ Joseph Roth schreibt in seinem Artikel „An Tschuppiks Grab“²: *Man konnte ihm kein „jüdisches Blut“ nachsagen. Er war reiner „Arier“, Sohn eines k.k. Staatsbeamten, Nachkomme einer alten Militärfamilie. Seine hohe universale Bildung, sein Witz, seine Kunst, trefflich zu formulieren, waren von bester österreichischer Tradition. Dem preußischen Pöbel freilich, den er haßte wie jeden Pöbel, mußte er ebenso „verjudet“ erscheinen wie Grillparzer, Raimund, Nestroy.* – Der aus christlichem Hause stammende, in seiner eigenen Diktion „*seit altersher katholisch[e]*“³ Tschuppik hatte nicht nur viele jüdische Freunde, er hat sich auch mit jüdischen Fragen auseinandergesetzt, was für einen deutschsprachigen Prager Anfang des 20. Jahrhunderts recht naheliegend ist.⁴

Durch seine erzwungene Abreise aus Berlin 1933 wird er manchmal auch als Exilschriftsteller geführt – die Heimat als Exil.

¹ in der Wiener Zeitschrift „Neue Wirtschaft“ vom 26. November 1925; zitiert nach: Friedrich Funder: *Vom Gestern ins Heute. Aus dem Kaiserreich in die Republik.* Wien (Herold) 1932, S. 187f

² Das Neue Tage-Buch (Paris) 31. August 1937 (siehe auch hier unten Abschnitt. IV.3)

³ In seinem Brief an Hermann Bahr, ohne Datum (vermutlich aus 1928), Nachlass Hermann.Bahr, Theatermuseum Wien.

⁴ vgl. zB; Karl Tschuppik: *Jüdischer Geist, politischer Geist.* In: *Das jüdische Prag. Eine Sammelschrift.* Hg. von der Redaktion der „Selbstwehr“. Prag 1917 S. 11f. (Die Sammelschrift enthält u.a. auch Beiträge von F.Kafka, Th. Herzl, F. Werfel und E.Lasker-Schüler) – Wieder gedruckt 1978 im Jüdischen Verlag, Kronberg.

Seine angebliche technische Ausbildung, die er, wenn es diese überhaupt gegeben haben sollte (was eher unwahrscheinlich scheint), vermutlich nur seinem Vater zuliebe gemacht hatte, hatte offenbar in seinem weiteren Leben keine Rolle gespielt. Er war ein Journalist, der auch gut lesbare, und sehr kundige historische Bücher verfasst hatte – ihn als Historiker zu bezeichnen, was öfters der Fall war, erscheint aber nicht gerechtfertigt.

KT hat sich unter Österreichs Journalisten der Zwischenkriegszeit besonders deutlich gegen die Vereinnahmung Österreichs durch das (preußisch dominierte) Deutschland gewehrt, trat für die Unabhängigkeit Österreichs ein. Dadurch hat der überzeugte Republikaner, der der 1918 untergegangenen Monarchie als Staatsform nicht nachgetrauert hatte, sich in seinen letzten Jahren legitimistischen Positionen angenähert, teilweise vergleichbar seinem alten Freund Joseph Roth. Den österreichischen Ständestaat sah er als Gegner des Nationalsozialismus nicht ausschließlich negativ.

KT wurde als „echter alter Österreicher“, als „urgemütlich, witzig, angenehm erotisch und immer ein wenig betrunken“ wahrgenommen (Gina Kaus), war ein prominenter Wiener Kaffeehausbohemien, dessen schlagfertigen Auftritte vor allem im Duo mit seinem Freund Anton Kuh beeindruckten. Um KT ranken sich zahlreiche Anekdoten, die – ähnlich wie bei Morgenstern – auch durch Torberg und teilweise auch von Roth überliefert sind.

I.5 BERTA TSCHUPPIK

(Dieser Abschnitt stützt sich in wesentlichem Maße auf Recherchen von Harald Stockhammer.)

Die jüdische 1882 geborene Berta Munk aus Kreuzberg in Oberschlesien (heute Kluczbork, Polen) dürfte mit der (späteren) Berta Tschupplik¹ identisch sein.

Lit. *Tros* Pag. *13 n*

Den příslušný Datum d. v. erfolgen Melbung	Čís. domu Haus- Nro.	Jméno a příjmení Vor- und Zunamen	Hodnost neb zaměstnání Charakter oder Beschäftigung	Rok narození Geburtsjahr	Vyznání náboženské Confession	Rodiště, obec domovská, záznam týkající se oddávek a listin o příslušnosti do- movské a jiná poznamenání Geburts- und Zuständigkeitsort, sowie Anzei-chung der Trauung und Heiratsdokumente und sonstige Anmerkungen
14/1 1910	853 11	Proskauer Berta	^{privat.} Private	1882		Kreuzberg bei Breslau
10/5 1910	853 11	geb. Munk				
5/6 1913	416 I					

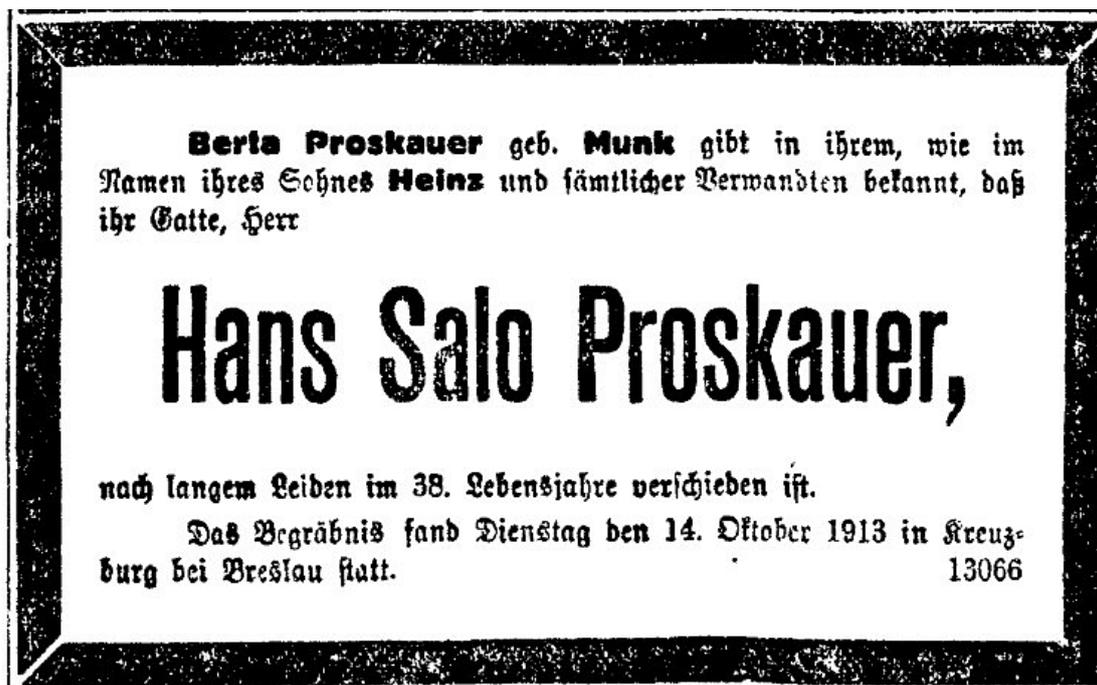
Nationalarchiv Prag: Národní archiv, Policejní ředitelství I, konskripce, karton 490, obraz 732

Quelle: <http://digi.nacr.cz/prihlasky2/indexen.php?session=a0128c3645a75ed3d58d2848f063437a&action=record&x=1&t=1&m=1>

Berta Munk heiratet den vermutlich ebenfalls aus Kreuzberg stammenden Hans Salo Proskauer, lebt mit ihm in Prag mit ihrem 1904 geborenen Sohn Heinz.

¹ Die Schreibweise schwankt zwischen "Berta" und "Bertha". In den offiziellen Dokumenten (und auch in den meisten privaten) wird der Name ohne „h“ geschrieben.

1913 stirbt ihr Mann Hans Proskauer:



Anzeige im Prager Tagblatt vom 16. Oktober 1913

Quelle: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=ptb&datum=19131016&seite=14&zoom=2>

Vielleicht schon zu Lebzeiten ihres (ersten) Mannes verkehrt Berta Proskauer mit KT. Sollte Joseph Roths Rechnung richtig sein, als er von Ostende am 31. August 1937 der Witwe Tschuppik schrieb: „Liebste Frau Bertha, Ihre fünfundzwanzig Jahre Liebe waren schön und gut, und Sie waren seine gute Frau“², dann bestünde eine Liaison von Bert(h)a Proskauer mit KT bereits 1912. Verschiedene Beziehungen zur gleichen Zeit scheinen jedenfalls nicht ganz ausgeschlossen, da sie, wie Soma Morgenstern feststellt, nicht gerade eine Frau von bürgerlicher Gesinnung war. Als KT 1917 aufgrund von Zwistigkeiten mit dem Prager Tagblatt Prag verlässt und nach Wien geht, kommt er in Begleitung von Berta Proskauer. Egon Erwin Kisch schreibt in einem Brief vom 24. Mai 1917 „Karl Tschuppik ist mit Frau hier, er sucht Stellung“³. Sie leben beide – nachdem KT sehr wohl „Stellung“ gefunden hatte – im Hotel Bristol und heiraten am 7. Dezember 1920⁴. Die Hochzeitsreise geht nach Venedig, wie wir von Morgenstern wissen – vgl. hier unten IV.1 auf S.36 den Auszug aus seinem Bericht.

Berta Tschuppik dürfte schon während ihrer Ehe mit KT zumindest teilweise in Prag gewohnt haben, jedenfalls berichtet Soma Morgenstern, dass sie nach KT's unerwarteten Tod aus Prag nach Wien gekommen ist⁵. Der Tod scheint sie hart getroffen zu haben: beim Anblick der

² Brief im Leo Baeck Institut New York. Hier zitiert nach K. Prokopp, *Der Journalist Karl Tschuppik* S. 19

³ Kisch, Briefe, S. 134

⁴ Laut KT's Totenschaubefund, Wiener Landes- und Stadtarchiv. Hier zitiert nach K. Prokopp, Anm.66

⁵ Morgenstern, Joseph Roth Flucht und Ende, S. 140

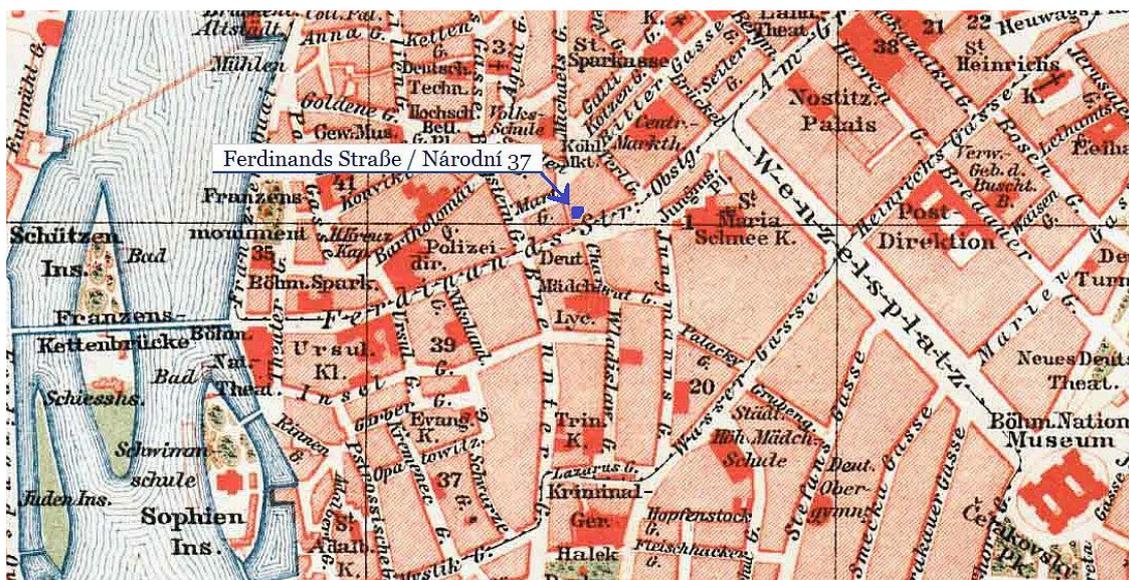
Leiche fällt sie in Ohnmacht⁶, und der Herausgeber der Allert de Lange Verlages schreibt über sie: „Die Arme ist vollkommen gebrochen. Das Unglück hat sie taktvoll und beinahe vornehm gemacht.“⁷



Vermutlich Berta Tschuppik (mit nicht identifiziertem Buben) bei KTs Begräbnis

Ausschnitt aus einem Foto von KTs Begräbnis. Gesamtfoto: ÖNB Bildarchiv, Katalogzettelnummer: #1008695 (S:P)

Berta Tschuppik gelingt es noch Artikel ihres Mannes aus dem Nachlass in einer Wiener Zeitschrift unterzubringen⁸, aber wahrscheinlich kehrt sie bald nach dem Tod ihres Mannes 1937 endgültig nach Prag zurück. Im Prager Adressbuch von 1937/38 steht sie als Berta Tschuppiková gemeldet an der Adresse Národní 37 im I. Bezirk. Vermutlich hatten dort die Tschuppiks schon lange eine eigene Bleibe. Die Straße Národní liegt zentral, nahe dem Wenzelsplatz, trug früher auch den deutschen Namen Ferdinands Straße:



Lage von (Berta) Tschuppiks Wohnung in Prag

⁶ Morgenstern, a.a.O. S. 140

⁷ Walter Landauer in einem Brief vom 10. November 1937 an Joseph Roth, zitiert aus: *Geschäft ist Geschäft. Seien Sie mir privat nicht böse. Ich brauche Geld. Der Briefwechsel zwischen Joseph Roth und den Exilverlagen Allert de Lange und Querido 1933-1939*, hg. von M.Rietra mit R.J. Siegel, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2005, S.283. Der ganze Briefabsatz, aus dem das obige Zitat stammt, lautet: *Die Herausgabe eines Tschuppikbuches scheint also nicht möglich zu sein. Der Anwalt von Berta Tschuppik erkundigt sich augenblicklich, ob eine Beschlagnahme zu erwarten ist, wenn eine Herausgabe ohne den Willen des Dr. Haas (des Anwalts der Frau Schrott) erfolgt. Aber selbst, wenn die Auskunft gut ausfällt, bleibt es doch eine peinliche Sache. Ich würde es nur gern der Berta zuliebe machen. Die Arme ist vollkommen gebrochen. Das Unglück hat sie taktvoll und beinahe vornehm gemacht.*

⁸ Den Artikel „Tempo“ auf Seite 6-8 des zweiten Dezemberheftes 1937 der Wiener Zeitschrift „Die Bühne“ und „Der Weg zum guten Wein“, S.35–37 des zweiten Februarheftes 1938 derselben Zeitschrift.

Bemerkenswerterweise ist im nämlichen Adressbuch mit der genannten Anschrift auch noch KT der *šéfredaktor Kar. Tschuppik*⁹ gemeldet. Man kann annehmen, dass er dort schon länger gemeldet war und sein Tod 1937 verständlicherweise dort noch nicht registriert war.

	V sadech	
en-	— Jan krejčí, m. Emilie Strašnice Za	— F
	Vackovem 27	— F
áč-	Tschuppik Bedř. Ing. vrch. tech. kom.	n
	XVI Holečkova 18	— F
60.	— Kar. šéfred. I Národní 37	— F
	— Walter spisov., m. Klem. XIX Na	— F
41	Dionysce 10, t 70040	— F
17	Tschuppiková Berta I Národní 37	— F
	— Gertr. úř. XVI Holečkova 18	— F
XII	Tschuschner Ant. st. XIII Šafaříkova 3	— F
	— Rud. úř. XII Nerudova 12	— F
85		

Prager Adressbuch 1937/38, Ausschnitt Seite 1481

Quelle: <http://kramerius.mlp.cz/kramerius/MShowPageDoc.do?id=438713&mcp=11208&idpi=854877&author=>

Noch bemerkenswerter aber ist es, dass an der Anschrift Národní 37 auch der Journalist (*žurnalista*) Jan Proskauer gemeldet wird:

vi-	— Václ. zřiz. E. P., m. Mar. XVII Ho-	
	lečkova 126	—
	Proskauer Jan žurnál. I Národní 37	
or-	— Walter elektrotech. XI Poděbrado-	
	va 1814	—
	Proskauerová Elsa XI Jeseniova 39	
	— Rita soukr. I Národní 37	—
o-	Proskaurr Oskar JUDr. advok. I Dlou-	
	há 18	—
or-	Proske Jindř. úř. XII Barthouova 65	

Prager Adressbuch 1937/38, Ausschnitt Seite 1115

Quelle: <http://kramerius.mlp.cz/kramerius/MShowPageDoc.do?id=438293&mcp=11204&idpi=854041&author=>

Über die Identität von Jan Proskauer mit Heinz Proskauer dürften kaum Zweifel bestehen. Dass im Prag der dreißiger Jahre man einen Heinz tschechisierte, ist ja zu erwarten. (Vgl. auch die Wandlung von KTs Bruder von Friedrich Tschuppik zu Bedřich Čupík, der damit später nach dem Krieg offenbar auch der Vertreibung der Deutschsprachigen aus der Tschechoslowakei entrinnen konnte.) Diese Adresse, dieselbe wie Bertha Tschuppik, bestätigt wohl die Annahme,

⁹ „Kar.“ Ist wohl die ungewöhnliche (denn ein Karel wäre sich leicht ausgegangen) Abkürzung für die tschechische Form „Karel“ – vielleicht um offen zu lassen, in welcher Sprachform der Vorname gelesen werden soll?

dass sie tatsächlich seine Mutter ist, dass die Berta Proskauer, die KT geheiratet hat tatsächlich die geborene Munk war.

Trotz dieser Bestätigung bleibt es seltsam, dass in keinem der Berichte der Zeitgenossen erwähnt wurde – vielleicht auch gar nicht bekannt war – dass Bertha Proskauer eine Witwe war und einen Sohn hatte. Weniger seltsam ist die fehlende Übereinstimmung der Geburtsdaten. Die im Prager Register von 1910 als 1882 geboren aufscheinende Berta Proskauer, ist in Wien laut Meldezettel von 1929 erst 1886 geboren¹⁰. Es ist nicht klar, ob Eitelkeiten oder andere Gründe zu dieser Inkonsistenz geführt haben. Wie inkonsistent Angaben von Geburtsdaten sein können, zeigt die Meldung in den Annalen des Holocausts, wo Berta Tschuppiková's Geburtsdatum mit 18. Oktober 1880 angegeben steht.

Im Juni 1939 wendet sich Berta Tschuppik an den *Deutschen PEN-Club in Exil* in London in der Hoffnung auf diesem Wege an ein Visum für England zu kommen¹¹. Vergeblich, sie muss in Prag bleiben, wird im Dezember 1941 von Prag nach Theresienstadt transportiert und von dort wenige Wochen später, am 9. Jänner 1942 nach Riga, wo sie ermordet wird¹². Ihr Sohn Heinz – hier mit Jindřich, der tschechischen Form von Heinz/Heinrich registriert – kam schon wenige Wochen vor seiner Mutter nach Theresienstadt, wurde dann mit demselben Transport wie seine Mutter nach Riga verbracht, um dort ebenfalls ermordet zu werden¹³.

A handwritten signature in blue ink that reads "Berta Proch." The script is cursive and somewhat stylized.

*Unterschrift von Berta Tschuppik in einem Brief ihres Mannes an Walter Landauer.
(Archiv Allert de Lange im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam)*

¹⁰ Laut Meldezettel vom 4.9.1929 im Wiener Landes und Stadtarchiv. Hier zitiert nach K. Prokopp, Anm.63

¹¹ Brief vom 6. Juni 1939; Brief vom deutschen Exil-PEN an Frau Tschuppik vom 17. Juni 1939. Beide Briefe im Exilarchiv der Deutschen Nationalbibliothek, Frankfurt, Signatur EB 75/175-D.01.1183 bzw. EB 75/175-D.01.1230

¹² Siehe: <http://www2.holocaust.cz/de/victims/PERSON.ITI.1932009>

¹³ Siehe: <http://www2.holocaust.cz/de/victims/PERSON.ITI.1748202>

II. 1 ARBEITEN von KT

ARTIKEL IN ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN:

(Angaben sind nur teilweise verifiziert! Liste vermutlich nicht vollständig)

Die Akademie. Organ der socialistischen Jugend, Prag, 1898 (Nr.9, Juni 1898, S.430-431)

Prager Tagblatt, Prag. 1898-1918; Chefredakteur 1910-1917.

Allein im Zeitraum 1914-1918 über 500 - mit KTs Siegel ↗ gezeichnete – Artikel

Arbeiter-Zeitung, Wien 1902

Deutsche Arbeit - Monatszeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen.,
München, Prag, 1907

Neues Wiener Tagblatt, Wien, ab 1908 (oder früher); Herausgeber ab 1918

Frankfurter Zeitung, Frankfurt/Main, ab 1909 (oder früher)

Vossische Zeitung, Berlin ab 1909 (oder früher) -1933(?)

Pester Lloyd, Budapest, 1909 (u.a.)

Montagsblatt aus Böhmen, Prag, vor 1914

Le Temps, Paris, vor 1914

Berliner Tagblatt, Berlin, vor 1914

Der Friede, Wien, Chef vom Dienst, 1918-1919

Der neue Tag, Wien. Chefredakteur 1919-1920

Neues Wiener Journal, Wien 1922 (1. November)

Die Börse, Wien 1922

Die Stunde, Wien. Chefredakteur 1923-1926

Die Literarische Welt, Berlin 1926-1933

Das Tage-Buch, Berlin, 1926-1933

Der Querschnitt, Berlin, 1930, 1932

Foreign Affairs, Tampa, Florida 1931 (Artikel „Hindenburg“)

Der Morgen, Wien, ab 1933

Das Neue Tage-Buch, Paris, ab 1933

Wiener Sonn- und Montags-Zeitung“ Wien, 1933-1936

Pem´s Privat-Berichte, London, 1936-1937

Die Bühne, Wien, 1937, 1938

BEITRÄGE IN SAMMELBÄNDEN: (Liste vermutlich nicht vollständig)

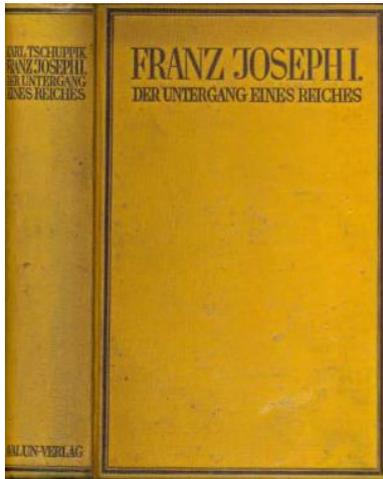
Das jüdische Prag. Verlag der Jüdischen Selbstwehr, Prag 1917. Eine Sammelschrift mit Texten von Max Brod, Martin Buber, Albert Ehrenstein, Theodor Herzl, Franz Kafka, Else Lasker-Schüler, Robert Weltsch, Franz Werfel, Oskar Wiener u.a. S.11-12: Karl Tschuppik: Jüdischer Geist, politischer Geist. – das Buch wurde 1978 neu ausgegeben: Jüdischer Verlag, Kronberg/Ts.

Wein. Industrie Druckerei, Prag 1933. Anthologie, hrsg. von der Firma Jos. Oppelt´s Neffe Weingroß-handlung in Prag mit Beiträgen von u.a. Friedrich Torberg, Johannes Urzidil, Ernst Weiss, Franz Werfel, Oskar Wiener.

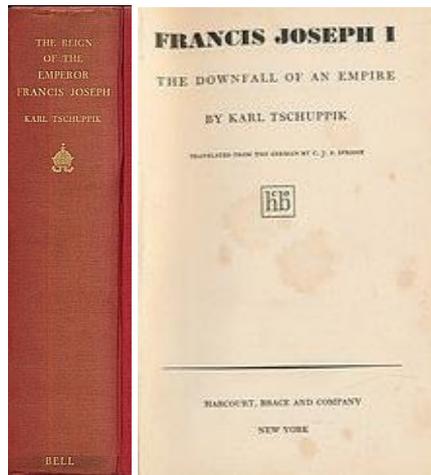
BÜCHER:

- Franz Joseph I. Der Untergang eines Reiches.* Hellerau bei Dresden (Avalun) 1928 (668 S.)
Nachdruck: Mährisch-Ostrau (Kittl) 1933.
Englisch: Francis Joseph I., *The downfall of an Empire / The Reign of the Emperor Francis Joseph, 1848-1916* (New York: Harcourt Brace; London: G. Bell) 1930
Französisch; François-Joseph, *l'effondrement d'un empire* (Übersetzt von Andhrée Vaillant und Jean Kuckenbourg; Paris: A.Colin. 1933). – Der gesamte Text ist seit 2007 (im Original) auf den Internetseiten des tschechischen "Projekt KaKanien" abrufbar: <http://kakanien.info/Show.aspx?ID=815>
- Elisabeth. Kaiserin von Österreich,* Wien/Leipzig (Hans Epstein) 1929 (294 S.)
Englisch (London: Relié) 1930, Französisch (übersetzt von Gabrielle Godet; Paris: Plon) 1933.
Schwedisch (Stockholm: Wahlström & Widstrand) 1930, Tschechisch (Karl Čuppik), Italienisch, Französisch, Spanisch, Russisch, Deutsch (Mitterfels: Taschenbuch, Vitalis Verlag) 2009
- Ludendorff. Die Tragödie eines Fachmanns.* Wien/Leipzig (Hans Epstein) 1931 (420 S.)
Englisch (London: George Allen & Unwin 1932, (Montana: Kessinger) 2008, Italienisch (Mailand: Fratelli Treves) 1934, (Mailand: Garzanti) 1940
- François-Joseph et Madame Schratt. D'après des carhets du Comte Lonay, Chabellan de S.M. François-Joseph.* Paris (Payot) 1933. Mit einem Vorwort des Übersetzers. (204 S.)
Eine erwogenen Ausgabe beim Allert de Lange Verlag in Amsterdam auf Deutsch ist offenbar u.a. aus rechtlichen Gründen nicht zustande gekommen. Vgl dazu hier oben Fußnote 6 auf S. 20.
- Maria Theresia.* Amsterdam (Allert de Lange) 1934 (458 S.)
Französisch (Übersetzt von Constantin de Grunwald; Verlag Grasset) 1936, Italienisch (Mailand: Mondadori) 1935, Spanisch (Barcelona: Juventud) 1936, Kroatisch (Zagreb: Binoza) 1936, Rumänisch (Bukarest: Editura „Cugetarea“) 1939, Polnisch (Warschau: Stanislaw Cukrowski) 1935, 2004
- Ein Sohn aus gutem Hause. Roman.* Amsterdam (Allert de Lange) 1937 (297 S.)
Ungarisch: *Egy jó családból való fiú* (Pozsony/Preßburg: Eugen Prager könyvkiadó) 1938, deutsche Neuauflage mit einem Nachwort von Milan Dubrovic (Graz-Wien-Köln: Styria) 1977. Nachdruck: Milena Verlag, Wien, Februar 2015
1988 Fernsehfilm, Regie: Karin Brandauer. - Vgl. dazu auch hier unten VII.2, S.49 über erwogene Titelvarianten.
-
- Von Franz Joseph zu Adolf Hitler.* Polemiken Essays und Feuilletons herausgegeben und eingeleitet von Klaus Amann. Wien, Köln, Graz (Böhlau) 1982

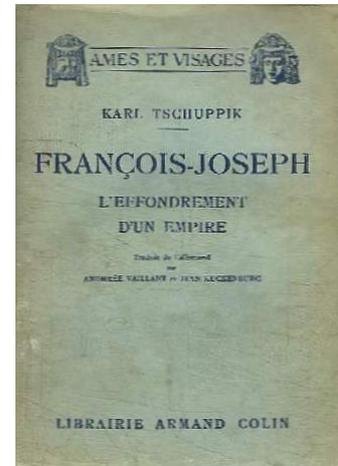
I.2 BUCHAUSGABEN:



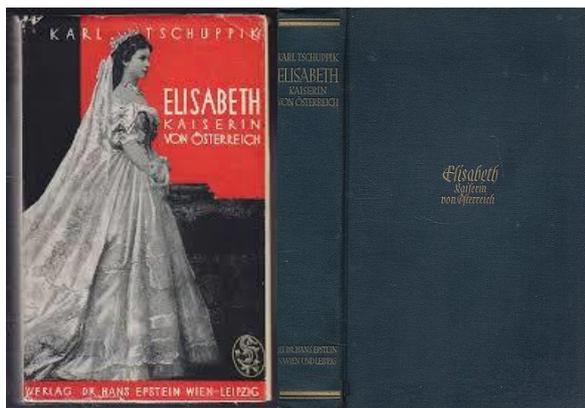
Avalun, Hellerau b Dresden 1928



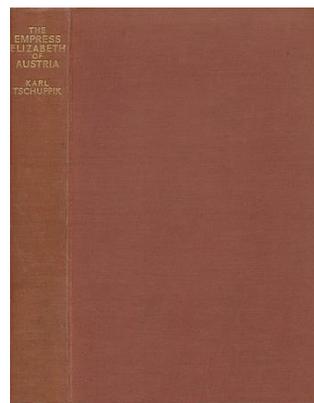
Harcourt Brace, New York 1930



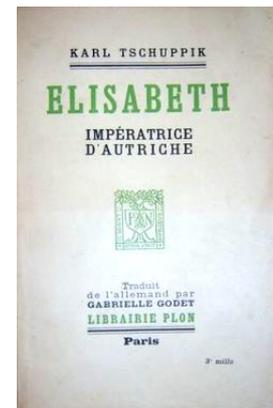
Armand Colin, Paris 1933



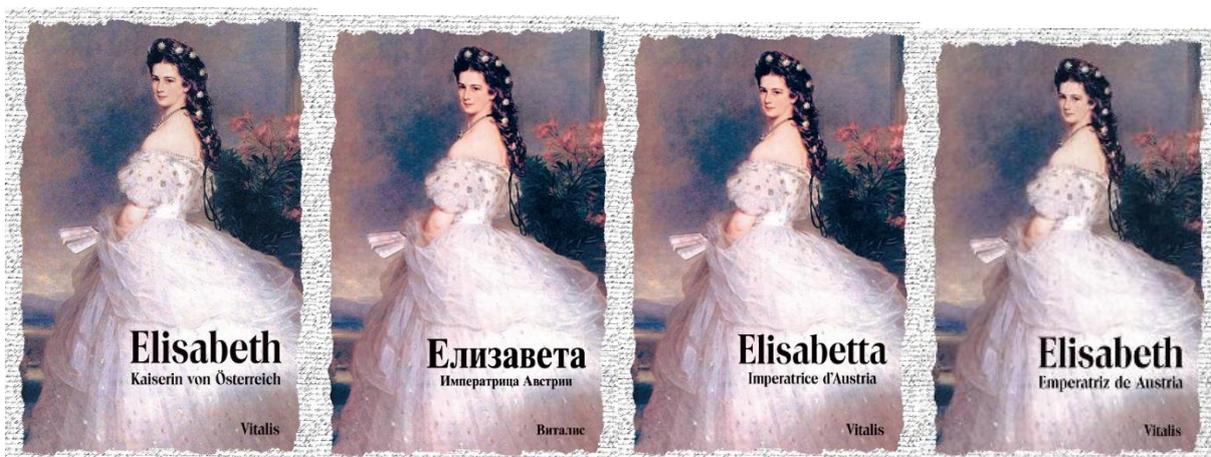
Hans Epstein, Wien/Leipzig 1929



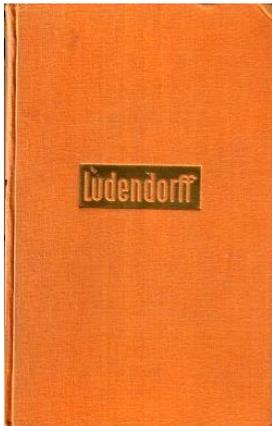
Relié, London 1930



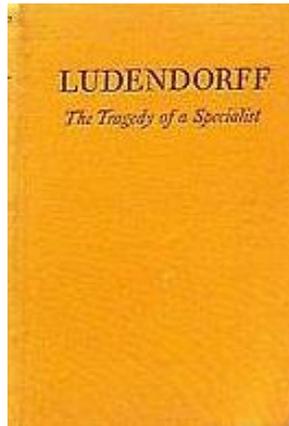
Plon, Paris 1933



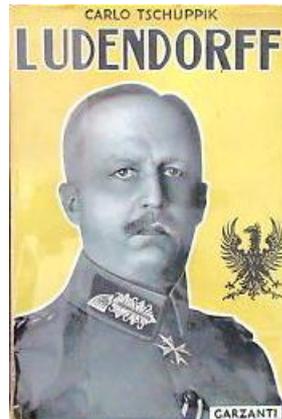
Vitalis, Prag 2009



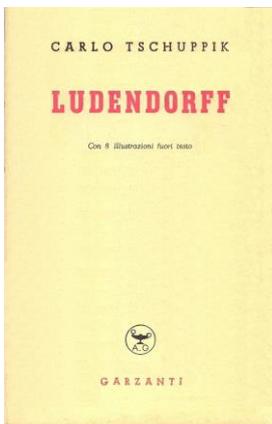
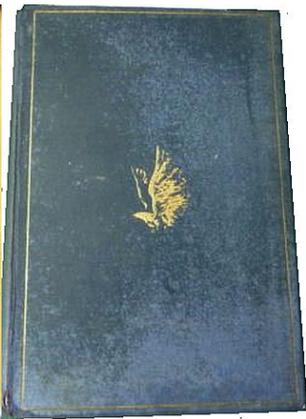
Epstein, Wien / Leipzig 1931



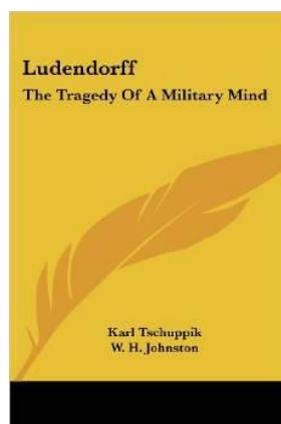
Allen & Unwin, London 1932



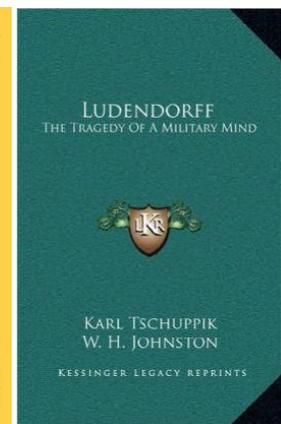
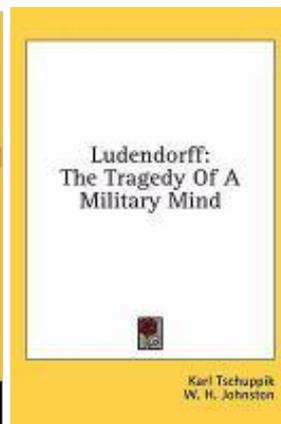
Fratelli Treves, Mailand 1934



Garzanti, Mailand 1940



Kessinger, Montana 2007, 2008, 2010



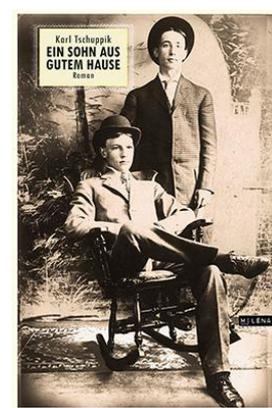
Allert de Lange, Amsterdam 1937



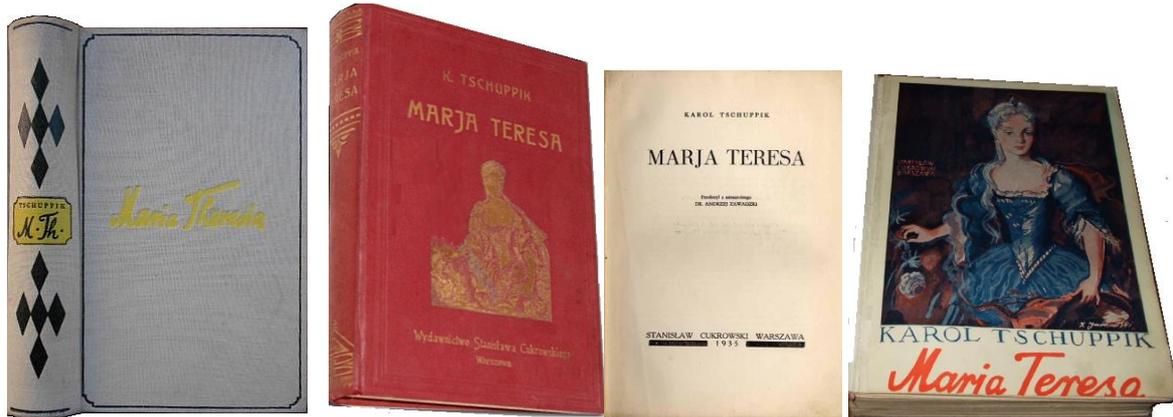
Eugen Prager, Preßburg 1938



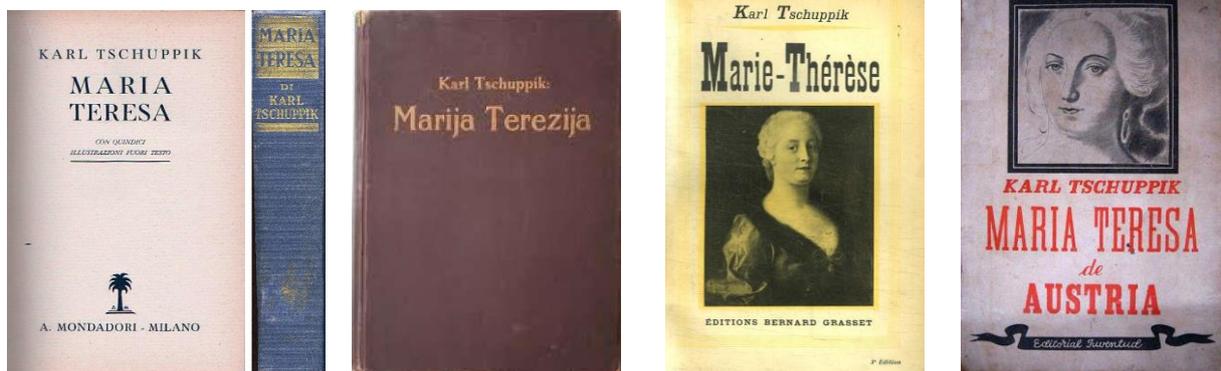
Styria, Graz u.a. 1977



Milana, Wien 2015



Allert de Lange, Amsterdam 1934 Stanislaw Cukrowski, Warschau 1935



Mondadori, Mailand 1935 Binoza-Svetski Pisci, Zagreb 1936 Bernard Grasset, Paris 1936 Juventud, Barcelona 1936



Ultra, Santiago Chile, 1937 Cugetarea, Bukarest 1939 Juventud, Buenos Aires 1939 Juventud, Buenos Aires 1946



Cukrowski, Warschau 1948 Platan, Liszki bei Krakau 2004 Payot, Paris 1933 Böhlau, Wien u.a. 1982

Ich bestelle aus dem Verlag Dr. Hans Epstein, Wien–Leipzig,
bei der Buchhandlung

Ex. André: Columbus Hessel: Spazieren in Berlin Hofbauer: Marsch ins Chaos (jeder Band in Leinen Rm 2.85) Tschupplik: Elisabeth (in Leinen Rm 4.85) Schillmann: Florenz (in Leinen Rm 10.–)	Ex. Ermers: Victor Adler Frank: Mütter Kobald: Joseph Haydn Tschupplik: Ludendorff Wantoch: Millionäre (jeder Band in Leinen Rm 3.75)
--	--

Der Betrag ist nachzunehmen — folgt gleichzeitig — liegt bei —
ist meinem Konto zu belasten

Ort und Datum: _____ Name: _____

Bitte deutlich zu schreiben

**VERBILLIGTE
 AUSGABEN
 AUS
 DEM
 VERLAG
 DR. HANS EPSTEIN
 LEIPZIG / WIEN**

MARIUS ANDRÉ
Das wahre Abenteuer des Christoph Columbus
 342 Seiten mit 30 Lichtbildern
 „Die romanhafte Darstellung der reich und mit seltenen Bildern ausgestatteten Ausgabe gibt dem interessanten Stoff eine höchst ansprechende Gestalt.“
 Der Bücherwurm.
 Rm **2.85**

FRANZ HESSEL
Spazieren in Berlin
 300 Seiten
 „Das Buch ist ein verschlungenes Geflecht aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Erstaunlich, wie viel Neues man weiß, wenn man das Buch aus der Hand legt.“
 Frankfurter Rundfunk.
 Rm **2.85**

JOSEF HOFBAUER
Der Marsch ins Chaos
 Österreichs Kriegsbuch von der italienischen Front
 342 Seiten
 „Die Tragödie der Hunger- und Elendfront des Hinterlandes, die erschütternde Darstellung des Zusammenbruches eines alten Reiches.“
 Grazer Tagespost
 Rm **2.85**

MAX ERMERS
Victor Adler
 Aufstieg und Größe einer sozialistischen Partei
 384 Seiten mit 10 Tiefdruckbildern
 „Ein Großwerk über die letzten sechs Jahrzehnte österreichischer Vergänglichkeit und Vergangenheit. Leuchtend tritt die Gestalt Victor Adlers hervor.“
 Bohemia, Prag
 Rm **3.75**

JOSEF FRANK
Mütter
 Schicksale des Muttertums
 340 Seiten mit 8 Bildern
 „Das glänzend geschriebene Buch führt durch zwei Jahrtausende, aber es ist von solcher Unmittelbarkeit der Darstellung, daß man glaubt, diese Frauen selbst zu sehen.“
 Magdeburgische Zeitung
 Rm **3.75**

KARL KOBALD
Joseph Haydn
 Bild seines Lebens und seiner Zeit
 272 Seiten mit 23 Relieftiefätzungen
 „Kobald beherrscht die kulturhistorischen Quellen wie wenige. Das Buch ist eine vortreffliche Zusammenfassung bekannter Forschungen in leicht lesbarer, anregender Form.“
 Der Bund, Bern
 Rm **3.75**

KARL TSCHUPPIK
Ludendorff
 Die Tragödie des Fachmannes
 430 Seiten mit 7 Bildern
 „Da gibt es keine trockenen Zahlen, keine Langeweile um der Sachlichkeit willen, sie ist gebannt in die Lebhaftigkeit eines Darstellungstalents, das dem Buch unerhörten Schwung gibt.“
 Breslauer Zeitung
 Rm **3.75**

HANS WANTOCH
Millionäre
 29 Karrieren aus sechs Jahrhunderten
 306 Seiten mit 16 Bildern
 „Ein ungeheures Quellenmaterial ist mehr als geschickt verarbeitet. Das Ergebnis ist in einem guten Sinne sensationell.“
 Neue Zürcher Zeitung
 Rm **3.75**

KARL TSCHUPPIK
Elisabeth, Kaiserin von Österreich
 304 Seiten mit 23 Tiefdrucken
 „Die Geschichte der in ein hartes Schicksal verstrickten, unbegriffenen und verlästerten Frau, die ihre bedeutenden Talente nur spät und selten einsetzen darf.“
 Frankfurter Zeitung
 Rm **4.85**

FRITZ SCHILLMANN
Florenz und die Kultur Toskanas
 400 Seiten mit 45 Lichtdrucktafeln
 „Die Idee, dieses Buch zu schreiben, ist ebenso fruchtbar wie schön... Eine dankenswerte Arbeit, ein wertvolles Geschenkwerk für alle, die sich Italiens erinnern oder für eine italienische Reise vorbereiten wollen.“
 Der Wiener Tag
 Rm **10.–**

III. QUELLEN & SEKUNDÄRLITERATUR

III.1. NACHRUF UND ANDERE ZEITUNGSARTIKEL

Valeriu **Marcu**: *Karl Tschuppik oder Österreich privat.*

In: Das Neue Tage-Buch (Paris) 29.5.1937)

Joseph **Roth**: *An Karl Tschuppiks Grab.*

In: Das Neue Tage-Buch (Paris) 31.7.1937 (und in Roth-Werkausgaben)

Joseph **Roth**: *Abschied von Karl Tschuppik.*

In: Der Christliche Ständestaat (Paris) 1.8.1937 (und in Roth-Werkausgaben).

Ebenfalls erschienen in niederländischer Übersetzung: „*In Memoriam Karl Tschuppik*“.

In: *Nieuwe Tilburgsche Courant*, 12, August 1937

Joseph **Roth**: (*Schwarz-gelbes Tagebuch, Samstag*)

„Ich lese in einem der Briefe meines seligen Freundes Karl Tschuppik, einer der letzten Zehn vom schwarz-gelben Regiment ...“

In: Die Österreichische Post (Paris) 1.3.1939 (und in Roth-Werkausgaben)

Kurzmeldung zu Tschuppiks 60. Geburtstag mit Foto: Prager Tagblatt 26.Juli 1936 s. hier unten S. 10

„*Karl Tschuppik 60 Jahre*“ Artikel vom 27. Juli 1936 in nicht identifizierter (Wiener?) Zeitung

Zeitungsberichte:

am 23.Juli 1937 in:

Neues Wiener Tagblatt

Wiener Zeitung, S.5: „Karl Tschuppik plötzlich gestorben“

Neue Freie Presse, S. 6: „Karl Tschuppik gestorben“

Das kleine Blatt, Wien, S.6: „Karl Tschuppik gestorben“

am 24. Juli 1937 in:

Die Stunde, S.3: Siegfried Geyer: Karl Tschuppik

Am 25. Juli 1937 in:

Neues Wiener Tagblatt: Karl Tschuppiks Leichenbegängnis

am 26. Juli 1937 in:

Der Morgen, S.2: Tschuppiks Leichenfeier; S.6: In memoriam Karl Tschuppik

Andere Zeitungsartikel über KT:

Von Karl Tschuppiks Schwägerin Tanja Tschuppik¹⁴ ist folgender Artikel erschienen:

Tanja **Tschuppik**: *Karl Tschuppik* In: Der Geistig Schaffende. Organ des Verbandes Geistig Schaffender Österreichs 13/9, Wien 1961

Angeblich auch - nicht verifiziert:

Tanja **Tschuppik**:

Habet Ihr ihn schon vergessen? Zu Karl Tschuppiks 85. Geburtstag am 26. Juli

In: unbekannter (Wiener?) Zeitung am 26.7.1961

Zeitgenössische Berichte über eine skurrile Begebenheit:

Siehe hier unten Abschnitt V, Seite 48ff

„Aus dem Gerichtsaale: Die mißverständene Amtshandlung“ Neue Freie Presse vom 5. Oktober und 9. November 1922.

„Einmengung in eine Hotelrazzia“ Arbeiter-Zeitung vom 9. November 1922, S.7-8

Erwähnt wird KT 1920 in einem Artikel über die „Horthy-Presse“ in Wien:

[...] In ungewöhnlich schäbiger Weise benehmen sich die zwei anderen Sieghart-Blätter: das „Neu Wiener Tagblatt“ und die „Volks-Zeitung“; allen Lügen der ungarischen Gesandtschaft geben sie ohne Widerspruch bereitwillig Raum. Wir werden die Herren Löbl und Tschuppik, die diese Haltung, die eine Infamie ist, zu verantworten haben, die Meinung schon noch deutlich sagen. [...]

Aus: *„Die Horthy-Presse in Wien“* Arbeiter-Zeitung, 12. November 1920, S. 5

Der Artikel ist abrufbar : <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=aze&datum=19201112&seite=5>

¹⁴ Ein Photo von Tanja Tschuppik findet man auf:

http://austria-forum.org/af/Bilder_und_Videos/Historische_Bilder_IMAGNO/Kaffeehaus_Caf%C3%A9/00566398

III. 2. MEMOIREN UND ANDERE DOKUMENTE VON ZEITGENOSSEN

Imre **Békessy** verweist in der von ihm herausgegebenen Verteidigungszeitschrift auf KT, bezeichnet ihn dort als Freund (S. 60):

BÉKESSY, Emmerich [Imre] (Hrsg.): *Bekessy's Panoptikum. Der Fall Bekessy*. Wien, Greis 1928. Nr. 1-5 (April-Mai 1928)

Milan **Dubrovic**:

- (Über Karl Tschuppik) *Nachwort zu „Ein Sohn aus gutem Hause“* in der Ausgabe von Styria 1977, S. 284-287.
- *Veruntreute Geschichte. Die Wiener Salons und Literatencafés*. Wien, Hamburg (Paul Zsolnay) 1985. KT wird hier nur relativ kurz auf den Seiten 20, 78 und 118 erwähnt.

Friedrich **Funder**: *Vom Gestern ins Heute. Aus dem Kaiserreich in die Republik*. Wien (Herold) 1932 (erwähnt nur KT als einen bedeutenden – und nicht-jüdischen – Journalisten Österreichs)

Hans **Habe** (der Sohn von Imre Békessy): *Ich stelle mich. Meine Lebensgeschichte*. München, Berlin (Herbig) 1986, S.55, 124 und 127

Hugo von **Hofmannsthal** – Joseph **Redlich**. *Briefwechsel*, hg. von Helga Fußgänger. S. Fischer, Frankfurt 1971. S- 229f.

Gina **Kaus**: *Und was für ein Leben . . . mit Liebe und Literatur, Theater und Film*. Hamburg (Knaus) 1979, S.74-75. ISBN 3-222-11052-2.

Hermann **Kesten**: *Dichter im Café*. München, Wien, Basel (Kurt Desch) 1959

Kesten erwähnt ebenfalls in *Lauter Literaten. Porträts, Erinnerungen* (Wien, München, Basel: Desch 1963, S. 400) eine Szene mit Heinrich Mann, der Joseph Roth und Kesten „wehmütige und skurrile Geschichten“ über Tschuppik erzählt. Kesten porträtiert KT auch in seinem Roman *Die Zwillinge von Nürnberg*, Amsterdam, 1947 unter dem Namen „Josef Wunder“. Kesten stellt selber fest: „Ich habe in meinem Roman *Die Zwillinge von Nürnberg* Karl Tschuppik ausführlicher geschildert.“ (Dichter im Café, S. 378).

Egon Erwin **Kisch**: *Briefe an den Bruder Paul und an die Mutter 1905-1936*, Hrsg.: Josef Poláček, Aufbau Verlag (Berlin, Weimar). S. 134, 138, 158, 161 und 227.

Karl **Kraus**: *Die Fackel*. 1926: Nr. 732: S.21, 33-35. 40; Nr. 735: S.101, 141, 153; Nr.743: S.102.

Klaus **Mann**: *Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht*. Frankfurt/M (S.Fischer) 1952. In der Rowohlt Taschenbuchausgabe (ab 1984; 11. Auflage 2002) S.451.

Soma **Morgenstern**:

- *Joseph Roths Flucht und Ende*, zu Klampen, Lüneburg 1994, S. 102; auf S. 134-141 findet man einen eigenen Abschnitt mit dem Titel „*Unser Freund Tschuppik*“.
- *Alban Berg und seine Idole* zu Klampen, Lüneburg 1995, S. 336f;

Herta **Pauli** erwähnt in ihrem Erinnerungen *Der Riss der Zeit geht durch mein Herz* (Zsolnay, Wien/Hamburg 1970) auf Seite 62 kurz, dass sie sich 1933 gemeinsam mit Ödön von Horvath in Wien mit Karl Tschuppik getroffen hat.

Joseph **Roth**

Postkarte an Stephan Zweig: 28. Juli 1937 in: „*Jede Freundschaft ist mir verderblich*“ *Joseph Roth und Stefan Zweig, Briefwechsel 1927-1938*, Göttingen (Wallstein) 2011, S.338

REZENSION:

Maria Theresia in: *Das Neue Tage-Buch*. 2 (1934), 47, S. 1126. bzw. in: Klaus Westermann (Hrsg.), *Joseph Roth, Werke 3. Das journalistische Werk 1929-1939*, Köln, Kiepenheuer und Witsch, 1991, S.557

NACHRUFE:

An Karl Tschuppiks Grab, in: Klaus Westermann (Hrsg.), *Joseph Roth, Werke 3. Das journalistische Werk 1929-1939*, Köln, Kiepenheuer und Witsch, 1991, S.718

Abschied von Karl Tschuppik, in: Klaus Westermann (Hrsg.), *Joseph Roth, Werke 3. Das journalistische Werk 1929-1939*, Köln, Kiepenheuer und Witsch, 1991, S.721

Friedrich **Torberg**: *Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlandes in Anekdoten*. München (Langen Müller) 1975, S. 142-145, S.154-155; S.175-180. Vielleicht berichtet die auf S. 260-261 verzeichnete Anekdote über Egon Friedell in Wirklichkeit über KT. (vgl. hier unten S. 51).

III.3. GERMANISTISCHE – HISTORISCHE ARBEITEN ÜBER KT

Der erste germanistische Artikel über KT ist die Arbeit des damals als Assistent am Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt tätigen Klaus Amann:

Klaus Amann: *Gott straft die Mißachtung der Intelligenz? Hinweis auf einen zu Unrecht vergessenen österreichischen Schriftsteller*

In: Zehn Jahre Universität Klagenfurt. Klagenfurt 1980, S.288-297

Amann hat seinen Artikel 1982 erweitert in:

Klaus Amann: *Karl Tschuppik – der streitbare Bohemien.*

In: Karl Tschuppik: Von Franz Joseph zu Adolf Hitler. Polemiken, Essays und Feuilletons herausgegeben und eingeleitet von Klaus Amann. Wien, Köln, Graz (Böhlau) 1982, S.9-30.

Wieder in: *Die Dichter und die Politik. Essays zur österreichischen Literatur nach 1918.* Wien 1992, S. 31-48.

Diese zwanzig Seiten sind bisher die ausführlichste veröffentlichte Arbeit zu KT. Amann würdigt KT's Leistungen, der als einer der besten Journalisten Wiens galt. Wohl angeregt von Amann, der 1986-1994 Universitätsdozent am Germanistikinstitut in Klagenfurt war, hat der Südtiroler Klaus Prokopp am Klagenfurter Institut für Zeitgeschichte 1994 folgende Diplomarbeit abgeschlossen:

Klaus Prokopp: *Konformismus und Konfrontation. Der Journalist Karl Tschuppik (1876-1937) und seine Leitartikel im Prager Tagblatt 1914-1918.* Diplomarbeit, Bozen, Dezember 1994. - Über KT ist aus der Zeit vor 1918 recht wenig bekannt. Prokopps Lektüre der Leitartikel vor 1918 bringt ihn zu einer kritischeren Einschätzung KT's als Amann. KT's Ton kontrastiert, öfters, besonders zu Kriegsbeginn, mit dem Bild, das sonst später von KT überliefert ist: es sind teilweise Hetzartikel, die KT im Zusammenhang mit dem ersten Weltkrieg verfasst hat.

Noch vor Amann ist David **Bronsen** bei seinen Recherchen über Freunde von Joseph Roth auf KT gestoßen. Bronsen kommt in seiner Rothbiographie - *Joseph Roth. Biographie*, Köln 1974 – auf KT zu sprechen. Er stützt sich dabei v.a. auf ein von ihm geführtes Interview mit Tanja Tschuppik, der Witwe von KT's Bruder Walter T. v.a. S.200-202.

Konstantin **Kaiser** widmet in seinem Artikel *Zur Diskussion um Kultur und Nation im österreichischen Exil* einen Abschnitt KT, in: *Vertriebene Vernunft II: Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940*, Hg. Friedrich Stadler. S. 2052-1064. Münster, Lit-Verlag 2004. Wieder publiziert in: *Zwischenwelt 11, Konstantin Kaiser. Ohnmacht und Empörung.* Klagenfurt/Celovec, Drava Verlag 2008, S. 239-242.

Gerd Baumgartners Biographie von dem mit KT befreundeten Rechtsanwalt und Schriftsteller Walther Rode enthält zahlreiche Verweise auf KT. Gerd **Baumgartner**: *Walther Rode. Leben und Werk. Werkausgabe Band 4*, Löcker, Wien 2007. (S. 73, 96, 99, 105, 110, 113, 133, 136, 143, 144, 316, 329, 331-335).

Die Biographie von Andreas **Hutter** und Klaus **Kamolz** *Billie Wilder: eine europäische Karriere*, Böhlau Verlag, Wien 1998, bezieht sich öfters auf KT, der bei der Zeitung „Die Stunde“ Wilders Vorbild war. In der Biographie wird vermerkt (S.64) „Sein [Wilders] größter Gönner ist Chefredakteur Karl Tschuppik, ein blendender Stilist und Freund Klaus Manns sowie Joseph Roth und Anton Kuhs. Tschuppik ist es auch, der Wilder regelmäßig auf die im Hotel Bristol, Tschuppiks ständiger Logis, abgestiegene Prominenz aufmerksam macht. Wilder frequentiert auch dieselben Kaffeehäuser wie sein Chef: das „Atlantis“ des madjarischen Emigranten Max Aczel auf dem Schwarzenbergplatz und die literarischen Hochburgen Wien, das Café Central und das Café Herrenhof in der Herrengasse“.

Ebenfalls geht Andreas **Hutter** in seiner Biographie *Ernst Spitz; Literat, Journalist, Aufklärer; eine Biographie und ein Lesebuch* Mandelbaum, Wien 2005 auf die Rolle Tschuppiks in „Die Stunde“ ein, v.a. in Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit Karl Kraus. Spitz, der Mitarbeiter von „Die Stunde“ war, stand, im Gegensatz zu Wilder, in diesem Streit auf Seite von Kraus.

Konrad **Nowakowski** würdigt in seinen Arbeiten über die Anfänge des Jazz in Wien die journalistische Rolle von KT, der 1922 in einem ausführlichen Feuilleton (im *Prager Tagblatt* und in der *Wiener Sonn- und Montags-Zeitung*) das Auftreten der Jazz-Formation „The Syncopated Orchestra“ in Wien kommentiert:

„30 Negroes (Ladies and Gentlemen)“: *The Syncopated Orchestra in Vienna* in: *Black Music Research Journal* Vol. 29, No. 2, Fall 2009, University of Illinois, p. 229-282; über Tschuppik S. 250-254 und S. 264

und:

Jazz in Wien: Die Anfänge bis zur Abreise von Arthur Briggs im Mai 1926 in: *Anklaenge* 2011/2012. Jazz Unlimited. Beiträge zur Jazz-Rezeption in Österreich, Mille Tre Verlag, Wien 2012, S. 19-158, v.a S.67f.

Im 2007 erschienenen Buch von Clive **James**: *Cultural Amnesia, Notes in the Margin of my Time*. (Picador, London und W.W. Norton, New York), ist eine der 104 Kurzbiographien Karl Tschuppik gewidmet. (S. 751-760) – vermutlich die einzige Publikation über Tschuppik in Englisch.

III. 4. NACHSCHLAGEWERKE / ARCHIVE

Bolbecher/ Kaiser: *Lexikon der österreichischen Exilliteratur*.

Wien, München (Deuticke) 2000, S. 642

Fälschlicherweise ist KT auch mit einem Eintrag enthalten in:

Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert. Hg. Von der Österreichischen Nationalbibliothek (Redaktion Susanne Blumesberger). 3 Bde. München (Saur) 2002.

Who's Who in Central & East Europe 1933. A journey in the Text. Berlin (Janus Press) 1995.

ARCHIVE

Kommission für Historische Pressedokumentation (Österreichische Akademie der Wissenschaften) - Impressum von *Die Stunde*: <http://www.oeaw.ac.at/cgi-bin/cmc/wz/imp/1000>

Die Arbeiterkammer, Wien: Tagblattarchiv, Sammlung Tschuppik

Wiener Landes- und Stadtarchiv: International Biographical Dictionary, Biographische Sammlung Tschuppik.

Die *Sammlung Bildarchiv und Grafiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek* in Wien verfügt über Photos von KT sowie einem Photo von KTs Begräbnis.

KORRESPONDENZEN

Das *IISG (Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis)* in Amsterdam beherbergt das Archiv des Verlages Allert de Lange: <http://www.iisg.nl/archives/en/files/u/10771973.php>

Der „Schriftwechsel mit Autoren, Verlagen und Vertriebsfirmen“ beinhaltet die Korrespondenz mit KT von 1934 bis 1936, in Zusammenhang mit seinen bei Allert de Lange herausgegebenen beiden letzten Büchern (Maria Theresia, Ein Sohn aus gutem Hause).

In der *Österreichischen Nationalbibliothek* befinden sich zwei Briefe von KT an Stefan Großmann (Signatur 98/B68/1 bis 2 Lit) und ein Brief an den Journalisten Julius Bauer. (Signatur: 583/85-1 Han) und Notizen von KT (Signatur: Autogr. 226/98-1 bis 226/98-2 Han)

Der Nachlass von Hermann Bahr im *Archiv des österreichischen Theatermuseums* in Wien enthält einen längeren in Berlin geschriebenen Brief von KT an Bahr,.

Das im *Exilarchiv der Deutschen Nationalbibliothek*, Frankfurt enthält einen Brief von Berta Tschuppik vom 6. Juni 1939; Brief vom deutschen Exil-PEN an Frau Tschuppik vom 17. Juni 1939. Beide Briefe Signatur EB 75/175-D.01.1183 bzw. EB 75/175-D.01.1230

Das *Archiv der Internationalen Gustav Mahler Gesellschaft (IGMG)* in Wien enthält in der „Sammlung [Heinrich] Tschuppik“ einen Brief und drei Postkarten von KT an seinen (mit Gustav Mahler befreundeten) Onkel Heinrich Krzyzanowski, sowie einige Zeitungsausschnitte zu KT.

IV. ZEITGENOSSEN ÜBER KARL TSCHUPPIK (*Beispiele*)

IV.1. Soma Morgenstern

Tschuppik und Frau hatten eine billige Wohnung in Wiens teuerstem Hotel, im „Alten Bristol“. Seine Frau war ein Prager Jüdin und hieß mit ihrem Mädchennamen Proskauer. Sie soll ein sehr hübsches und leichtlebigen Mädchen gewesen sein, als er sie kennenlernte. Er hatte nicht die geringste Absicht, sie zu heiraten. Eines Tages blätterte er zufällig in ihrem Tagebuch, wie er sie allein in ihrer Wohnung vergeblich erwartete, und da fand er heraus, daß sie ordentlich und genau eingetragen hatte, wann und wo und mit wem und wie oft sie geschlafen hatte. „Da dachte ich mir: das wird eine gute Hausfrau sein, und ich hab sie geheiratet.“ Zu seinem Erstaunen, obwohl sie, wie man sieht, nicht gerade eine Frau von bürgerlicher Gesinnung war, bestand sie darauf, daß sie eine Hochzeitsreise machen. Und wohin reiste man damals für die Flitterwochen? Nach Venedig. Am ersten Morgen ging sie Einkäufe machen. Tschuppik begleitete sie bis zu den Läden, und wie die meisten Intellektuellen es tun, wartete er draußen auf der Straße, bis der Einkauf fertig war. In einem der Geschäfte blieb sie auffallend lange. Aber Tschuppik wartete geduldig, bis sie mit einem eleganten italienischen Offizier herauskam. Madame Tschuppik wollte vorstellen: „Karl“, sagte sie, „das ist Oberleutnant - -“. Er ließ sie nicht ausreden und winkte ab: „Aber laß das bitte! Die Italiener sind ja so eifersüchtig.“ Und ließ das Paar allein.

Trotzdem, oder vielleicht deswegen, ist es eine gute Ehe geworden.

Soma Morgenstern: *Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen*, Seite 135 (Abschnitt „Unser Freund Tschuppik“). In leicht abgewandelter Form erzählt Torberg in seiner „Tante Jolesch“ die Szene in Venedig, mit Milan Dubrovic als Ohrenzeuge und Überbringer der Geschichte.

Morgenstern über KT siehe auch hier unten auf Seite 51 Morgensterns Bericht über KT (Abschnitt VI., Zitat (1)).

IV.2. Joseph Roth

Rezension von: Karl Tschuppik: *Maria Theresia. Amsterdam 1934*

Der österreichische Historiker Karl Tschuppik hat das Leben der großen Maria Theresia mit starken und zugleich zarten Strichen nachgezeichnet. [...] Er ist ein „homo Austriacus“ unter den Historikern, und er war wie kein anderer berufen, die größte Österreicherin aller Zeiten darzustellen. Daß er für sie Partei nimmt – gegen ihren Widersacher Friedrich von Preußen, ist selbstverständlich – und auch von der Zeit aus gesehen, in der wir leben, objektiv gerecht. Maria Theresia hat Schlesien verloren, das große Österreich ist zugrunde gegangen, fürchterlich hat Preußen und das prussianisierte Deutschland triumphiert, aber der Besiegte hat recht behalten – wie es oft geschieht, daß die Geschichte noch nachträglich gleichsam die Gnade des edlen Unterlegenen praktisch bestätigt. [...]

Joseph Roth in: Das Neue Tage-Buch. 2 (1934), 47, S. 1126.

Brief an Stefan Zweig

Lieber Freund, ich danke Ihnen, daß Sie bei dieser Todesnachricht an mich gedacht haben. Tschuppik war mir aus vielen Gründen viel näher, als Sie gewußt haben, und sein Tod hat mir – mitgeteilt durch ein Telegramm einer Ztg: „Bitte expreß Nachruf Tschuppik“ um 7h morgens – jegliche Kraft genommen. Ich bin vollkommen irre. [...] Gebrochene Herzen: für sie wird Hitler teurer zahlen als für die simplen Morde.

Joseph Roth an Stefan Zweig: Postkarte, Ostende, 28. Juli 1937 in: „Jede Freundschaft ist mir verderblich“ Joseph Roth und Stefan Zweig, Briefwechsel 1927-1938, Göttingen (Wallstein) 2011, S.338

An Karl Tschuppiks Grab

[...]

Sein ganzes Leben kämpfte er gegen den „Vollbart“. In seiner Jugend gegen die sudetendeutschen Wodansbärtigen, gegen die Schönerianer, gegen die Väter Hitlers, und gegen die deutschnational betonten „Liberalen“, später gegen die Sozialdemokraten mit den Dogmabärten, gegen die „großdeutschen“ Historiker, gegen die verderblichen Minister, die nach den Hohenzollern spähten, während sie Habsburg dienten, gegen den hochmütigen Clan, der die übernationale Sendung Österreich verleugnete, die nichtdeutschen Völker der Monarchie „von oben herab“ behandeln wollte und also den Zerfall herbeiführen half. Er kämpfte später gegen die Verengung des österreichischen Horizonts durch die kretinischen Vorkämpfer der papierenen deutschen Phraseologie, gegen die „Schollenmenschen“, die Blut- und Boden-Fanatiker, gegen den Anschluß und kurz vor seinem Ende gegen die Hitlerei. Man konnte ihm kein „jüdisches Blut“ nachsagen. Er war reiner „Arier“, Sohn eines k.k. Staatsbeamten, Nachkomme einer alten Militärfamilie. Seine hohe universale Bildung, sein Witz, seine Kunst, trefflich zu formulieren, waren von bester österreichischer Tradition. Dem preußischen Pöbel freilich, den er haßte wie jeden Pöbel, mußte er ebenso „verjudet“ erscheinen wie Grillparzer, Raimund, Nestroy.

[...]

Joseph Roth in: Das Neue Tage-Buch (Paris) 31. August 1937

Abschied von Karl Tschuppik

Ein echter Österreicher ist gestorben: *Karl Tschuppik*, einer aus dem alten Geschlecht der k.u.k. Österreicher.

Keine spezielle Berufsbezeichnung kann eine so komplexe Erscheinung hinreichend erklären. Man sagt wenig über Karl Tschuppik aus, wenn man aufzählt, was er gewesen ist, und auch nicht viel mehr, wenn man jene seiner Werke und Aussprüche zitiert, die Bestand haben über den Tod des Autors. Was war Karl Tschuppik? – Schriftsteller, Geschichtsschreiber, Politiker, theoretischer Stratege, Journalist. Seine Berufe und seine Berufung, seine reichen Gaben und seine starken Neigungen, sein privates und sein öffentliches Schicksal, seine Sympathien, seine Antipathien, sein private Menschlichkeit, sein öffentliche Haltung, die intime Gebärde, der Dialekt, der ein ausschließlich individueller war, eigentlich ein unnachahmlicher Tonfall einer österreichischen Stimme, die persönliche Kultur und die seines Geistes; alle diese Eigenschaften waren nicht österreichisch „gefärbt“, sondern von Österreich getränkt und gesättigt, sie waren lebendige Zeugnisse einer universal-österreichischen Vergangenheit. Ohne die ein noch so restringierte österreichische Gegenwart unmöglich, eine österreichische Zukunft ausgeschlossen wären.

[...]

Das letzte Buch Karl Tschuppiks war sein erstes belletristisches, ein Roman aus dem alten Österreich. Der Autor erwies dem Schreiber dieser Zeilen die Ehre, ihm sein Buch mit den folgenden Worten zu widmen; „Dem letzten Ritter meiner Welt!“ – Von einem Todgeweihten zum letzten Ritter der österreichischen Welt erhoben, habe ich den Mut, diesen Abschied vom Österreicher Tschuppik mit den Worten, den nie verbrauchten, zu beschließen: „Austria erit in orbe ultima.“

Joseph Roth in: Der Christliche Ständestaat. 4 (1. August 1937), 30, S. 724-725

Siehe auch hier unten auf Seite 52 Morgensterns Bericht über KT (Abschnitt VI., Zitat (3)).

IV.3. Hans Habe (erwähnt KT in seiner 1954 abgeschlossenen Autobiographie v.a. in Zusammenhang mit seinem Vater, den von Karl Kraus verfolgten Zeitungsherausgeber Imre Békessy. KT war Chefredakteur von Békessys Blatt „Die Stunde“.)

Der österreichische Historiker Karl Tschuppik setzte mir einmal auseinander, daß die Weltgeschichte eine einzige Serie von Katastrophen ist, die ihre Wurzeln samt und sonders in „schlechter Reportage“ haben. Tschuppiks Theorie bewies an Hand von vielen Beispielen, daß die meisten Irrtümer der Geschichte auf der Uninformiertheit, der Ungenauigkeit und der Oberflächlichkeit – als den Merkmalen der „schlechten Reportage“ – jener beruhen, die Geschichte zu machen berufen sind.

[...]

Im Mai 1926 fuhr mein Vater zur Kur [...] In der surrenden Stille, die meines Vaters Abwesenheit zurückließ. Klängen die Nachrichten, die zu uns drangen, doppelt erschreckend [...] Ernst Ely, Chefredakteur der Börse und meines Vaters intimster Freund, berichtete meiner Mutter, daß sich Karl Tschuppik, der Chefredakteur der *Stunde*, mit Rücktrittsabsichten trage – er wolle „das sinkende Schiff“ verlassen.

[...]

Karl Tschuppik der Chefredakteur der *Stunde*, ein Journalist von europäischem Ruf, ein Historiker von Bedeutung. Er war ein Freund meines Vaters.

Hans Habe: *Ich stelle mich. Meine Lebensgeschichte*. München, Berlin (Herbig) 1986, S.55, 124 und 127

IV.4. Karl Kraus, *in seiner Eitelkeit verletzt, wie er selber schreibt, verdammt in seiner „Fackel“ KT, „die linke Hand Békessys“, noch mehr als Békessy selber, dem seine Aktion „Hinaus aus Wien mit dem Schuft“ gegolten hat. Kraus wird in seinem Zorn mit seinen Vorwürfen unsachlich, wirft dem „Ausländer“ KT nicht nur Charakterlosigkeit sondern auch Antisemitismus vor, meint, KT sei mit schuld an der Verdorfung Wiens, meint, an KT sähe man, dass Christen letztlich keine so guten Journalisten seien und verkündet: „bevor ich mit Herrn Tschuppik einen Abscheu gemeinsam habe, protegiere ich lieber dessen Opfer!“, zu denen Kraus auch die Hakenkreuzler zählt:*



[...] Gegen ihn sei »der Schaum und Abschaum der Würde«, gegen ihn »die Wut über den Erfolg«, gegen ihn »die sich an dem eigenen kalten Feuer erhitzende Eitelkeit«, gegen ihn seien die Herren Austerlitz und Karl Kraus. Gegen ihn ist aber auch Herr Tschuppik, der ihm nur noch diesen letzten Dienst erwiesen hat, unter das Bekenntnis die Unterschrift Békessy zu setzen, um dann vor aller Welt zu deklarieren, daß er einer Räuberbande, deren Spiegelberg er

war, nicht mehr angehören wolle, und nun auch die hinterbliebenen Ratzmänner und Schufferles zur Revolte gegen den Schuft zu treiben.

Dieser Tschuppik war der eigentliche Repräsentant des Systems; der Mann, der dem Betrieb nach § 98 jene Weltanschauung beigelegt hat, die ich von Anfang an als »prinzipielles Fallotendum« definiert habe. Er war es, der im Namen eines freien Geistes, dessen Seichtheit gar nicht zu ergründen ist, die Prostituierung Wiens durchführte, als ein Ausländer, dessen Lästigkeit von der Polizei zwar gefühlt, aber auch gefürchtet wurde und dessen satirischer Drang dem »Würdepathos«, den »Vorzugsschülern«, den »Diurnisten«, der Sittenpolizei, den Hakenkreuzlern, den Vollbärten, kurz allem Bodenständigen Sympathien verschafft hat. (Was würde einem Österreicher, der sich analog in Prag gebärdete, geschehen!) Alle diese Aversionen waren mir entwendet, wurden mir verkehrt, und ich werde lange Zeit brauchen, um die Adoptivgedanken wieder als die eigenen Kinder meines Hasses zu erkennen. Denn ehe ich mit Herrn Tschuppik einen Abscheu gemeinsam habe, protegiere ich lieber dessen Opfer! Wohl, ich bin der Autor von »Sittlichkeit und Kriminalität«; aber wo sich die Begriffe absondern, entscheide ich mich gegen die Kriminalität für die Sittlichkeit. Denn so bacchantisch wie dieser Tschuppik hatte ich die Freiheit nicht gemeint. Ja, er war der fescche Anreißer der Sensationen, der Leben in die Bude brachte und Großstadt in die Verdorfung, er führte der Demokratie etwas von der Sinnenfreude zu, wie sie noch Dionysos und Guschlbauer verbreitet haben, und weil er ein Christ war, so durfte er sich jede jüdische Frechheit erlauben. Er ist das Individuum, das der Untat gegen Friedrich Austerlitz verdächtig erscheint. Sein Genre waren die kleinen Tschuppikanterien, die Eröffnung des Privatlebens für die finanzpolitischen Zwecke seiner Vorgesetzten, und von ihm stammt die ganze Hurenmusik zu den Chantagen des Herrn Bekessy und jenes Forda, dessen Name schon wie eine gefährliche Drohung klingt und dessen Verhaftung ihm keine Ruhe mehr ließ zur Nachbehandlung der Revolution. In der Stunde, da sie geschah — und sie geschah in der 'Stunde' —, warf dieser Tschuppik die Feder hin. Was sollte er mit ihr noch anfangen, da der eine Anführer den Revolver gestreckt hatte und der andere entflohen war? Ihr letzter Dienst war, mit vorgeschriebener Deroute, das Manifest aus Bad Wildungen zu stilisieren. Die Kapitäne haben die Ratten verlassen, die das sinkende Schiff günstig zu verkaufen hoffen. Aber der Fahnenflüchtling sollte nicht wännen, daß ihm ein Entschluß zur Rehabilitierung gereichen könnte, der nichts anderes war als Verrat an der Korsarenehre, als die schnöde Hoffnung, festes Land zu gewinnen um den Preis, die Kameraden noch tiefer in Seenot zu bringen. Neben Tschuppik erscheint Bekessy, der durch triftigere Umstände verhindert ist, unter sie zu treten und fürchterliche Musterung zu halten, als das Vorbild eines edelgesinnten Räubers (wenngleich ohne die Absicht, sich selbst in die Hände der Justiz zu liefern). Es bestätigt sich wieder die alte Erfahrung, daß Christen, die von gefinkelten Zeitungsmachern gleichsam als Talismane in einen Redaktionsverband eingesetzt werden, daselbst nicht gut tun. Sie übernehmen sich, sie übertreiben, und sie entfesseln die ihnen anvertraute Schar, statt sie zu bändigen. Wie erst in einem Betrieb, der seiner ganzen Anlage nach schon zur Frechheit verpflichtet; wo der Apparat auch ohne persönliche Bedienung selbsttätig zu arbeiten schien, indem man sich doch gar nicht vorstellen konnte, daß menschliche Gehirne an der Erzeugung derartiger Ware beteiligt wären, ohne lebensüberdrüssig zu werden. Tschuppik, der vielleicht in einer solchen Regung Reißaus nahm, aber auch von der Natur hinreichend antisemitisches Blut in seine Adern bekommen hatte, um im Ernstfall den Fremdkörper in Sicherheit zu bringen — er hat vor allem jenen Typus auf dem Gewissen, der den eigenen Itzig auf eine gesittetere Jugend abwälzt, um sich als Renaissancenatur zu gebärden. [...]

Karl Kraus in: Die Fackel Nr. 732-734, Mitte August 1926, S. 33-35

IV.5. Klaus Mann *berichtet in seiner 1942/1949 verfassten Autobiographie „über literarische Figuren von Talent und Originalität“ im Wien der Schuschnigg-Zeit:*

[...] Ihn suchte ich immer gleich im „Bristol“ auf, wo er ständig logierte, wahrscheinlich ohne jemals zu bezahlen. Zwischen ihm und dem Portier des fashionablen Hotels bestand ein Einverständnis, dessen Geheimnis ich nur zu gern ergründet hätte. Indessen wurde von beiden Partnern vollkommene Diskretion gewahrt. Der Portier nannte den literarischen Dauermieter „Herr Baron“ und verneigte sich tief vor ihm, während Tschuppik seinerseits dem Angestellten fast übernatürliche Kräfte zuzutrauen schien. Ob es sich um große Politik oder metaphysische Probleme handelte, Tschuppik verließ sich auf das Urteil des eingeweihten, allwissenden Portiers. Respekt und Zärtlichkeit, Ironie und Angst mischten sich in dem Lächeln, mit dem der Dichter seines Orakels und Protectors Erwähnung tat. Tschuppik war ein Dichter, einer aus der geistigen Familie des wunderbaren Peter Altenberg, Um ihn war poetische Luft, Die Poesie einer Stadt war in seinem humorvoll-melancholischen Blick, seiner nachlässigen Gebärde, seinem versonnenen Spott, der Kadenz seiner zugleich schlampigen und beschwingten Rede.

Klaus Mann: *Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht*. Rowohlt Taschenbuch; 11. Auflage 2002, S.451.

IV.6. Gina Kaus *berichtet, wie sie den 11. November 1918 in Wien erlebt hat:*

[...] Im Gedränge verloren wir Werfel, und Milena [Jesenská, die (Brief-)Freundin Kafkas] und ich gingen ins „Tagblatt“, in die Redaktion unseres Freundes, des Chefredakteurs Tschuppik. Tschuppik stammte aus Prag, und Milena wollte wissen, was in Prag los sei.

[...]

Tschuppik war es bis dahin nicht gelungen, eine Telefonverbindung mit der Reichskanzlei in Prag herzustellen. Plötzlich, angeregt durch Milenas Drängen, entschloß er sich zu einem Trick. Er rief nochmals an und behauptete, hier spreche die kaiserlich königliche Sicherheitsverwaltung. Die Verbindung wurde sofort hergestellt. Alle im Zimmer schwiegen mäuschenstill. Es war ein sehr kurzes Gespräch in tschechischer Sprache, dann legt Tschuppik den Hörer hin und sagte, ohne jemanden anzusehen: „Das ist das Ende Österreichs.“

„Mit wem hast du denn gesprochen?“ fragte einer.

„Mit der Abwaschfrau. Sie hat gesagt, die kaiserlich königliche Sicherheitsverwaltung kann sie am Arsch lecken.“

„Sonst nichts?“

„Kreuzweis. Sie hat gesagt, die kaiserlich königliche Sicherheitsverwaltung kann sie kreuzweis am Arsch lecken.“

Auf diese Weise erfuhr ich Österreichs Ende. Nach einer kleinen Weile kam irgend jemand in die Redaktion und erzählte, der Kaiser habe abgedankt.

Ein anderer sagte, nun, da der Kaiser abgedankt habe, werde die Verständigung mit Böhmen leichter sein. Tschuppik schüttelte den Kopf. „Die Abwaschfrau weiß es besser.“

Gina Kaus, *Und was für ein Leben...* Hamburg (Albrecht Knaus) 1979, S. 74-75.

IV.7. Milan Dubrovic

[...] Alles an ihm war einmalig, eigenständig und unverwechselbar. So ließ er sich beispielweise seine eleganten doppelreihigen Flanellanzüge aus dem Atelier des Nobelschneiders Kniže von einem kleinen tschechischen Schneider in der Beatrixgasse „auf kommod“ umarbeiten. Seine Bewegungen, seine Sprache, sein Lachen verbreiteten um ihn das Aroma altösterreichischer Lebensart. Täglich war er unter den Flaneuren in der Kärntnerstraße und auf dem Graben zu sehen, meist in Gesellschaft des temperamentvoll gestikulierenden und stimmungswaltigen Grafen Adalbert Sternberg, des graubärtigen Altgrafen Salm und des elegante Grafen Lonvay. Tschuppik wirkte in dieser aristokratischen Gesellschaft durchaus ebenbürtig, so daß er gelegentlich als „Baron Tschuppik“ angesprochen wurde. Er nahm diese Ovation meist nachsichtig lächelnd hin und war ja im Grund ein heiterer Mensch. [...]

Von ihm stammen einige populär gewordene Aussprüche wie etwa „Hitler ist die Rache Österreichs für Sadowa!“ oder die einprägsame Sentenz „Österreich ist kein geographischer Begriff, sondern ein seelischer Zustand.“

Milan Dubrovic, Nachwort zu „*Ein Sohn aus gutem Hause*“
in der Ausgabe 1977 Graz-Wien-Köln: Verlag Styria 3-222-11052-2

IV.8. David Bronson

Bronson ist zwar kein Zeitgenosse Tschuppiks, aber er stützt sich in seinem Bericht auf sein Interview mit Tanja Tschuppik.

[...]

Tschuppik war es, dem Roth die Beziehung zum „Prager Tagblatt“ verdankte, in dem in den Jahren 1923-1924 ein ziemlich lange Reihe von Roths Reportagen abgedruckt wurde. Roth pflegte den Freund in späteren Jahren „Baron Tschuppik“ zu nennen und stattete ihm in seinem Quartier im Hotel Bristol, das dieser von 1917 bis 1937 bewohnte, einen „Staatsbesuch“ ab, so oft ihn seine Wege nach Wien führten. In einer Rezension über Tschuppiks Lebensgeschichte Maria Theresias nannte Roth ihn einen „homo austriacus“ unter den Historikern“, und Tschuppik eignete Roth sein letztes Buch, einen Roman aus dem habsburgischen Österreich, mit den Worten zu: „Dem letzten Ritter meiner Welt!“

Tschuppiks florierender Walroßschnautzbart fand ab Mitte der zwanziger Jahre sein Gegenstück in Roths wallendem Schnurrbart, Tschuppiks Schwägerin entwirft ein Bild der Zusammenkunft der beiden Trinker und engagierten Monarchisten während der dreißiger Jahre: abwechselnd vergnügt und heiter saßen die beiden da, kippten ein Glas nach dem anderen und beschossen einander mit ähnlichem Trinkerbaß. Der Hang zum schnurrig-gemütvollen Einfall, der seinen Freund Roth so anziehend machte, offenbarte sich ein letztes Mal noch über seinen Tod hinaus. Tschuppik, der passionierte Heurigen-Besucher, hatte testamentarisch verfügt, bei seinem Begräbnis sollte Schrammel-Musik gespielt werden. Als er am 24. Juli 1937 im Heiligenstädter Friedhof begraben wurde, sang Tschuppiks „Spezi“, ein bekannter Heurigenlied, ihm sein Lieblingslied als letzten Gruß ins Grab hinein.

[...]

David Bronson: *Joseph Roth. Eine Biographie*. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1974, S.200-202

IV.9. Tanja Tschuppik

1961 schreibt die Schwägerin von KT einen Brief an die vom „Verband der Geistig schaffenden Österreichs“ herausgegebene Wiener Zeitschrift „Der geistig Schaffende“, was in der Ausgabe vom 13. September 1961 auf Seite 5 zu folgendem Beitrag führt:

Karl Tschuppik

Frau Tanja Tschuppik schreibt uns einen Brief, dem wir folgende Stellen entnehmen:

Karl Tschuppik, der Bruder meines seltsamen Gatten Walter, hätte am 28. Juli 1961 seinen 85. Geburtstag gefeiert. Er starb am 21. Juli 1937 im 61. Lebensjahr im Hotel Bristol. Er war der große Journalist des „Prager Tagblattes“ bis 1907 gewesen, ging dann, verärgert über die „Deutsche-Kasino-Politik“, die die „Kasinsonoten“ machten, nach Wien, wurde der Blattmacher des „Neuen Wiener Tagblattes“, da aber Hofrat Löbl sozusagen auf Lebenszeiten dort blieb, Imre Bekessy, den Karl nie gekannt, ihn um jeden Preis für seine „Stunde“ haben wollte, das „Neue Wiener Tagblatt“ auch Karl nie befriedigte (Hauptsache Inserate), gab er den Verlockungen Bekessys nach und machte die erste moderne Zeitung Österreichs, die „Stunde“. Als dann Bekessy fliehen mußte, boten die neuen Besitzer, die ja dem tschechischen Außenministerium nahestanden, Karl möge wieder kommen, boten ihm unwahrscheinlich hohe Gehalte, aber Karl Tschuppik hatte seine Feder als Chefredakteur zerbrochen und wurde Historiker. Seine Bücher: „Franz Joseph, der Untergang eines Reiches“, „Elisabeth“, das schönste Elisabeth-Buch, das existiert, „Maria Theresia“, ein großartiges Werk, wo er der großen Kaiserin ohne Kniefälle gerecht wird, und dann sein „Ludendorff“, die Tragödie des Fachmannes (Ludendorff wollte Karl daraufhin 1928 von seinen drei blutgierigen Windhunden in München zerreißen lassen), dabei blieb er dem Fachmann Ludendorff absolut gerecht, und zuletzt sein Roman „Ein Sohn aus gutem Hause“, was ja Karl selbst war.

Er entstammte, wie mein Gatte Walter, einer uralten österreichisch-böhmischen Familie, die Urväter waren in bedeutenden österreichischen Stellungen, als Beamte und hohe Offiziere, noch gegen Friedrich II. fiel ein Vorfater unter Generalfeldmarschall Brown.

Der zitierte Brief ist nicht erhalten. - Wiedergabe des Artikels mit freundlicher Genehmigung von Frau Evelyn Hahnenkamp / Verband geistig Schaffender und österreichischer Autoren.

IV.10. Hermann Kesten: Die Zwillinge von Nürnberg

Kesten berichtet selber: "Ich habe in meinem Roman Die Zwillinge von Nürnberg Karl Tschuppik ausführlicher geschildert." (Dichter im Café, S. 378) Im Roman ist der Journalist Wunder auch leicht zu erkennen: er stammt aus Prag, hat einige Jahre in Berlin gelebt, wohnt in Wien im Hotel Bristol usw. Nur erlebt Wunder noch den Einmarsch der Deutschen und es gelingt ihm die Flucht in die Schweiz. Seine jüdische Frau wird von der SS schon in Wien erschlagen. Ebenfalls ist Wunder mit Joseph Roth befreundet, der im Roman unter seinem eigenen Namen auftritt:

Beide Wiener Dichter, Wunder und Roth, glichen einander bis zu einem gewissen Grad, sie hatten dieselben gelblich zerkaute Schnurrbärte, dasselbe betrunkene schwimmende Glitzern in den blauen Augen, dieselben großen Grundsätze im edlen Herzen, dasselbe gute menschenfreundliche Lächeln und Handeln, dasselbe poetische Feuer, einen ähnlichen ätzenden Witz, die gleichen viel zu dünnen Beine in zu engen Hosen, dieselben dünnen blonden Haare, das gleiche gütige Fuchsgesicht, dieselbe trunkene Weisheit. Aber Wunder war um zwanzig Jahre älter, und das Alter hatte seine Maske so überraschend echt gemacht, daß sie schon theatralisch wirkte.

Hermann Kesten: *Die Zwillinge von Nürnberg*, Kurt Desch, München-Wien-Basel 1959 S.310

IV.11. Friedrich Torberg: Die Tante Jolesch

Tschuppik träumte davon, eine Tageszeitung mit dem schlichten Titel „Der Arsch“ zu gründen (wöchentliche Beilagen: „Der Kinderarsch“ und „Der Frauenarsch“). Immer wieder berauschte er sich an der Vision, wie der Nachtkolporteur, einen Stoß der ersten Ausgabe griffbereit überm Arm, nach Schluß der Vorstellung vor der Oper stünde und den vornehm gewandeten Damen und Herren, die jetzt herausströmten, sein tonlos geschäftsmäßiges „Der Oasch . . . der Oasch . . . der Osch“ entgegenriefe. Es blieb ein Traum.

Aber in einer Sternstunde seines Journalistendaseins kam Tschuppik an die Verwirklichung dieses Traums so naher heran, als es die Umstände zuließen. [...] Tschuppik sah Böses kommen, sah eigentlich als erster (und leider mit Recht) die große Gefahr, die der demokratischen Tschechoslowakei von Seiten der Henlein-Bewegung drohte, und tat sein bestes, um die Umtriebe der sudetendeutschen Hitlerkumpane aufzudecken, Ihre Zentrale befand sich in der nordböhmischen Grenzstadt Asch, wo außer dem offiziellen Parteiorgan auch ein vorgeblich satirisches Wochenblatt erschien, das symbolträchtigerweise „Die Brennessel“ hieß und sich in beinahe jeder Nummer unterfing, Tschuppik mit den Mitteln sudetendeutschen Humors zu attackieren. Als ihm das endlich zu dumm wurde, entschloß er sich zu einer Replik. Sie trug in balkendicken Lettern die Überschrift:

MAN NECKT MICH IN ASCH

Friedrich Torberg, *Die Tante Jolesch oder Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten*. Langen Müller, München 1975 S.197f.

Zu Torberg und Tschuppik vgl. auch hier unten S. 51, Zitat (2)

IV.12. Zeitungsnachrufe

Freitag, 23. Juli 1937 Wiener Zeitung Nr. 201

Karl Tschuppik plötzlich gestorben

Gestern um 2 Uhr nachmittags ist der bekannte Journalist und Schriftsteller Karl Tschuppik gestorben. Nach einem Kuraufenthalt in Badgastein ist er vergangenen Samstag mit Herzbeschwerden heimgekehrt und gestern machte eine Herzembolie seinem arbeitsreichen Leben ein Ende. In wenigen Tagen, am 26. Juli, wäre Tschuppik 61 Jahre alt geworden. Tschuppik wurde in Melnik geboren und studierte technische Wissenschaften.

Schon mit 22 Jahren trat er in den Redaktionsverband des „Prager Tagblatt“ ein, wo der damalige Direktor des Blattes Hugo Keller seine außerordentliche Begabung auf politischem und kulturpolitischem Gebiete bald erkannte und ihn zum Chefredakteur des Blattes bestellte. Bekannt und viel gelesen waren damals seine Leitartikel, die stets mit einem Pfeil gezeichnet waren. Gleichzeitig arbeitete Tschuppik literarisch bei dem damals sehr bekannten Montagsblatt aus Böhmen unter der Chefredaktion des Publizisten Emil Kuh. Weiter für die „Frankfurter Zeit“, das „Berliner Tageblatt“ und den Pariser „Temps“. Nach dem Kriege war Tschuppik eine Zeitlang im „Neuen Wiener Tagblatt“ tätig, später Chefredakteur des neugegründeten Blattes „Der neue Tag“, dann der „Stunde“. In der letzten Zeit veröffentlichte er meist kulturpolitische Glossen aktueller Art in Montagsblättern. Eine Anzahl historischer Bücher stammt aus der Feder Tschuppiks. „Franz Josef I.“ „Der Untergang eines Reiches“, „Elisabeth“ und „Maria Theresia“ sowie ein Werk über Rudendorff haben nicht nur einen großen Leserkreis gefunden, sondern wurden auch in Fachkreisen sehr geschätzt. Erst in der letzten Zeit ist sein Roman „Sohn aus gutem Hause“ erschienen, der seine Liebe für das Wien der Weingärten und für die alten Prager Kulturstätten widerspiegelt. Eben erst hat ihn F. W. Förster in seinem umfassenden Werk „Europa und die deutsche Frage“ als trefflichen Österreicher gezeichnet. Und das war er einst und jetzt — ein Mann, der mit viel Verstand und noch mehr Gefühl in der österreichischen Seele las. Um Tschuppik trauert neben seiner Witwe sein Bruder Walter Tschuppik, der Chefredakteur des „Prager Mittag“ ist. Karl Tschuppik war ein Vollblutjournalist alter gediegener Schule hatte wegen seiner Herzensgüte, seines Humors und oft übersäuenden Temperaments sich eine große Gemeinde von Freunden erworben, die dieses Original des Zeitungswesens nie vergessen werden.

Wiener Zeitung, 23. Juli 1937, S.5

Karl Tschuppiik gestorben.

Der bekannte Publizist und Historiker Karl Tschuppiik ist gestern einem Herzleiden erlegen. Tschuppiik ist nur sechzig Jahre alt geworden. In Melnik in Böhmen geboren, hatte er an den technischen Hochschulen in Prag und Zürich studiert und sich dann der Journalistik zugewendet. Er gehörte in langjähriger Tätigkeit dem „Prager Tagblatt“ an, das er während der Kriegszeit als Chefredakteur leitete. Dann ging er nach Wien, wo er bei verschiedenen Zeitungen tätig war. Tschuppiik ist ein scharfer Polemiker gewesen und auch jene, die seinen politischen Anschauungen nicht durchwegs beipflichteten, hatten ihre Freude an seiner bei aller Schärfe und Eigenwilligkeit stets gepflegten Schreibweise und seiner nur manchmal durch Originalitätsfucht ein wenig angekränkelten Freimütigkeit. Er war zu allen Zeiten ein überzeugter Altösterreicher. Von der Publizistik ging er zur Geschichtsschreibung über. Unter seinen historischen Werken steht unzweifelhaft sein Kaiser-Franz-Josef-Buch am höchsten. Tschuppiik hat die Gestalt des alten Kaisers mit viel psychologischen Feingefühl und mit ehrfürchtigem Erfassen der geschichtlichen Bedingtheit dieser Herrscherscheinung gezeichnet und sein Buch ist gleichzeitig zu einer farbenreichen Darstellung Oesterreichs und Wiens in der Vorkriegszeit geworden. In gebührendem Abstand ist sein Werk über Kaiserin Elisabeth zu erwähnen, das freilich wenigstens teilweise die historische Wahrheit hinter den Sensationsbedürfnissen zurücktreten läßt. Andere seiner Arbeiten, namentlich sein Werk über Maria Theresia, stellen redliche Versuche dar, sich in versunkenen Epochen der österreichischen Geschichte zurechtzufinden. Erst vor wenigen Wochen ist aus der fruchtbaren Feder Tschuppiiks ein Roman erschienen oder vielmehr der erste Band einer sichtlich geplanten Romanserie. Er betitelt sich „Ein Sohn aus gutem Hause“ und spielt im Milieu der hohen Beamtschaft und der Offizierswelt der alten Monarchie. Ein starkes und mit Spannung geladenes Buch, das trotz mancher Unwahrscheinlichkeit der Handlung und trotz des ungebührlich hervortretenden erotischen Moments in seinen gelungensten Partien das Wien der Kaiserzeit mit plastischer Eindringlichkeit konterfeit.

Neue Freie Presse, Wien, 23. Juli 1937, S.6

Karl Tschuppil gestorben.

Weitern um 14 Uhr ist der Schriftsteller Karl Tschuppil im Alter von 61 Jahren einem Herzschlag erlegen. Karl Tschuppil, der als junger Journalist Mitglied der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ war, wurde Chefredakteur des „Prager Tagblattes“ und war nach dem Kriege als Redakteur beim „Neuen Wiener Tagblatt“ und später in Berlin tätig. In der letzten Zeit widmete er sich ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit.

★

Mit ihm ist ein echter Österreicher hingegangen, einer, der mit allen Jähren am alten Reich hing, so sehr er darüber in seinem Leben auch gerangt hat. Ein Böhme war er. Ist er ja in jener Zeit geboren, da es das Wort Tschechoslowake noch nicht gegeben hat; im Jahre 1876 in Melnik. Ursprünglich war er ein Techniker, studierte in Zürich und in Prag, ist aber Journalist geworden. Er war einer der blendendsten Schriftsteller, die es im deutschen Sprachgebiet gegeben hat. Von 1899 bis 1917 gehörte er der Redaktion des „Prager Tagblattes“ an, dessen Chefredakteur er vom Jahre 1910 an gewesen ist. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie lebte er bis 1926 in Wien, worauf er nach Berlin ging, das er später wieder verließ. Seither lebte er wieder in Wien und schrieb Bücher.

Tschuppil ist eine oppositionelle Natur gewesen. Zuerst ein „Josefiner“, dessen Sinnen und Trachten ganz und gar österreichisch war. Er hat das Kind, das er so liebte, das alte Österreich, wiederholt mit Kluten gezüglicht. Nie aber hat er es verneint. Man mußte ihn nur sehen und hören, diesen seltsam-wehmütigen und ironischen Bohemien, der hinter dem Vorhang seines blonden Hänge-Schnauzbartes so geistreich und ergreifend von Österreich sprechen konnte...

Er hat eine Reihe historischer Bücher geschrieben, die durch ihren glänzenden Stil und die meisterhafte Leichtigkeit der historischen Schilderung Geschichtsfenntnis und Erkenntnis in die weitesten Kreise getragen haben, sind sie ja meist in zahlreiche Sprachen

übersetzt worden. Von seinen Geschichtswerken — keine romantischen Biographien — ist das über Maria Theresia wohl das mächtigste. Hier wird Tschuppil zu einem Erzähler und Erklärer des historischen Geschehens, der dem künftigen Geschichtsschreiber weit überlegen ist, denn dank seiner einzigartigen journalistischen Begabung weiß er, wie man dem geistig regsamem Lesepublikum ein historisches Problem gestalten muß, damit die Vorstellung vom Leser wirklich bleibend bewahrt wird. Was Tschuppil da über die Armee Friedrichs des Großen und den Sinn des Siebenjährigen Krieges gesagt hat, ist von höchster Bedeutung. Sein Maria-Theresia-Buch erzählt den bleibenden Unterschied zwischen Österreicher- und Preußentum mit dem eisernen Seherblick des wirklichen Geschichtsschreibers und dem heißen Herzen des echten Österreichers.

Vor kurzem erst hat er in dem Roman „Ein junger Mann aus gutem Hause“ seinen dichterischen Abschied von dem Vorkriegs-Österreich genommen. Es war ein Buch von unerhörter Echtheit. Ein sanfter Tod hat nun dem lebenswürdigen Lebenskünstler, dem Manne mit dem weltweiten Horizont, dem wahren, echten, raunzenden Patrioten im besten Sinne die Feder aus der Hand genommen. Ein Platz ist leer geworden, der leer bleiben wird...



Das kleine Blatt, Wien, 23. Juli 1937, S.6

Quelle: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=dkb&datum=19370723&seite=6&zoom=33>

Neues Wiener Tagblatt, 25. Juli 1937

Quelle: Archiv der IGMG (Internationale Gustav Mahler Gesellschaft, Wien)

(Karl Tschuppiks Leichenbegängnis) Inmitten der in prächtigstem Grün prangenden Heiligenstädter Rebengelände, an der Stätte, die sich Karl Tschuppik selbst gewählt hat, wurden gestern nachmittag die irdischen Ueberreste des dahingegangenen geschätzten Publizisten und Schriftstellers zur Ruhe gebettet. Leopoldsberg, Kahlenberg und Hermannskogel grüßen in den kleinen, in idyllischer Ruhe liegenden Friedhof, über die Mauern kommt der Duft der blühenden Sträucher und Wiesen – Karl Tschuppik schläft seinen letzten Schlaf in der nächsten Nachbarschaft jener Orte, die er im Leben so geliebt und die er auch im Tode nicht missen wollte. Und diese heiße Liebe zu seiner Wahlheimatstadt und zu echtem Wienertum fand auch in der Totenfeierlichkeit selbst ihren würdigen und ergreifenden Ausdruck. Nach der kirchlichen Einsegnung trat namens der Weinhauer der Umgebung her Franz Mayer an das offene Grab und dankte dem dahingegangenen Freund für die im Leben bewiesene Treue, eine Treue, die ihm auch die Weinhauer bewahren wollen. Dann überbrachte namens des Vorstandes des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“ Professor Dr. Leo Halberstam dem großen Publizisten die letzten Grüße der Vereinskollegen. Chefredakteur Maximilian Schreier sprach namens des engeren Freundeskreises und entwarf ein Charakterbild des Verblichenen. Dann, zum Abschied, trat Tschuppiks Freund und Lieblingssänger Willy Strohmeyer mit seiner Ziehharmonika ans Grab und intonierte in feierlichem Andante die wehmütig-packenden Töne des Walzerliedes „Erst wann´s aus wird sein...!“ Rührung überwältigte die zahlreiche Trauergemeinde, und alles brach in lautes Schluchzen aus, als Strohmeyer mit seinem hellen, der Würde des Ortes entsprechend gedämpften Tenor die Worte ins Grab hinabsang:

„Erst wann´s aus wird sein,
Mit ander Musi und an Wein,
Dann pack´ma die sieb´n Zwetschk´n ein,
Eh´nder net!“

Dann fielen die ersten Schollen ins Grab.

V. DIE MISSVERSTANDENE AMTSHANDLUNG

Aus dem Gerichtssaale.

Wien, 4. Oktober. (Die missverständene Straßenszene.) Am 30. Mai passierte der Redakteur Karl Tschupplik eine Straße der Inneren Stadt, als er von weitem Hilferufe hörte. Hinzueilend, nahm er, wie er später erzählte, folgendes wahr: Ein starker Mann rang vor einem dort befindlichen Hotel mit einer elegant gekleideten Dame, die den Ruf ausstieß: „Um Gottes willen, helft mir!“ Der Mann kehrte sich nicht an das Angstgeschrei, sondern hielt die Frau umfaßt, schleppte sie weiter und stieß sie in ein Haustor. Tschupplik geriet durch diese Szene in lebhaftige Erregung und hatte den Eindruck, daß es sich entweder um eine Eifersuchtsaffäre oder um einen Überfall handle. In Wirklichkeit aber war es eine Amtshandlung. Eine Sittenkommission der Polizei veranstaltete um diese Zeit — es war etwa 5 Uhr nachmittags — eine Razzia nach Prostituierten, und der Kriminalinspektor Robert Hanisch war es, der die betreffende Frau auf die angegebene energische Art arretieren wollte, weil sie angeblich den in Zivil befindlichen Kriminalinspektor verkannte und ihn vor der Razzia warnte. Redakteur Tschupplik folgte den Beamten ins Haustor nach und soll nach der später gegen ihn erstatteten Anzeige die Vornahme einer Amtshandlung zu verhindern versucht haben. Daraufhin erklärte Herr Hanisch auch Tschupplik für arretiert, der sich nun legitimierte und die Herbeiführung des Polizeirates hauchte verlangte. Diesem Funktionär gegenüber soll nun Tschupplik bemerkt haben, daß es von merkwürdigen Sitten zeige, wenn „dieser Mann“ eine wehrlose Frau auf der Straße überfalle. Die Frau, um die es sich handelte, war eine postenlose Schneiderin, die unter dem Verdachte der geheimen Prostitution stand. Sie wurde zunächst in das Kommissariat Prater, dann in das Polizeigefangenenhaus eskortiert, riß sich auf dem Wege los, warf sich, in der Absicht einen Selbstmord zu begehen, vor ein Auto und konnte nur mit Mühe gerettet werden.

Das Strafbezirksgericht I hatte gegen Redakteur Karl Tschupplik wegen Beleidigung und Einmischung in eine Amtshandlung ohne Anordnung einer Verhandlung eine Strafverfügung auf eine Geldstrafe von 10.000 R. erlassen. Dagegen erhob der Vertreter durch seinen Anwalt Dr. Walter Rode Einspruch, so daß heute vor dem Landesgerichtsrat Dr. Frudo eine öffentliche Sitzung stattfand. Tschupplik schilderte temperamentvoll den peinlichen Eindruck, den er von dem Vorgehen des Kriminalbeamten hatte, und erklärte, daß er keinesfalls den Vorgang für eine Amtshandlung haben halten können. Erst im Haustur habe sich der Kriminalbeamte legitimiert. Die Aeußerung, daß der Vorfall von merkwürdigen Sitten zeuge, gab der Beschuldigte ohne weiteres zu. Der Kriminalbeamte Hanisch bestätigte seine Anzeige und gibt an, daß die Frau, als er sie anhielt, flüchten wollte und, da er sie am Mantel festzuhalten versuchte, aus dem Mantel zu schlüpfen sich bemühte. Er habe daher etwas mehr Gewalt anwenden müssen. Sie habe gerufen: „Mein Mann wartet an der Ecke! Lassen Sie mich zu meinem Mann!“ Trotzdem er Tschupplik aufgefordert hatte, weiterzugehen, habe er sich doch in die Amtshandlung eingemischt. Hanisch gibt zu, daß er erst im Haustor in die Lage gekommen sei, sich zu legitimieren.

Die bei der Razzia angehaltenen zwei Mädchen waren als Zeugen vorgeladen, jedoch zur Verhandlung nicht erschienen. Dr. Rode erklärte, daß er, da der Fall spruchreif sei, auf die Einvernahme der Mädchen verzichte. Der Richter erklärte jedoch, daß das Gericht auf Einvernahme der beiden Mädchen, insbesondere der auf der Straße beanstandeten Dame, nicht verzichten könne, und vertagte die Verhandlung zur neuerlichen Vorladung der Zeuginnen.

Neue Freie Presse, Wien, 5. Oktober 1922, S.8

QUELLE: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19221005&seite=8>

Aus dem Gerichtssaale.

Wien, 8. November. (Die mißverständene Amtshandlung.) Heute wurde die Verhandlung gegen den Redakteur Karl Tschupplik wegen Wachebeleidigung und Einnengung in eine Amtshandlung fortgesetzt. Ueber die Vorgeschichte und die erste Gerichtssitzung ist bereits berichtet worden. Der Redakteur hatte am 30. Januar, nachmittags, auf der Straße vor einem Stadthotel zugunsten einer Frau interveniert, die von einem Herrn mit Handanlegung in ein Haustor gedrängt worden war. Später enthüllte sich, daß der Mann ein Kriminalbeamter war, der im Zuge einer Razzia die betreffende Frau, die sich ihm zu entziehen suchte, erretzt hatte. Tschupplik übte, als er erfuhr, welche Verwandnis die Straßenszene hatte, an dem Vorgehen des Beamten scharfe Kritik. Er erklärte, er habe nicht wissen können, daß der von ihm beobachtete sonderbare Vorgang eine Amtshandlung war. In der heutigen Verhandlung erklärte Verteidiger Dr. Walter Rode in seinem Plaidoyer, daß in einem Staate, in dem wie in Deutschösterreich die Beamten durch zeitweilige Einstellung der Arbeit gegen den Staat selbst Stellung nehmen, ein Anspruch auf amtlichen Ehrenschatz nicht bestehen könne. Weiter betonte Dr. Rode, daß das brutale und willkürliche Vorgehen des Kriminalbeamten keineswegs als Amtshandlung zu werten sei und daß sich wohl kein Richter finden wird, der aussprechen werde, daß ein solches Vorgehen in Wien erlaubt sei. Der Richter sprach den Angeklagten von der Anklage wegen Einnengung in eine Amtshandlung frei und verurteilte ihn bloß wegen Wachebeleidigung, begangen durch die erwähnte Äußerung gegenüber dem Polizeirat Dr. Gaucke, zu einer Geldstrafe von 40.000 K., eventuell zu 24 Stunden Arrest. Der Freispruch wurde damit begründet, daß die Verantwortung des Redakteurs Tschupplik, er habe den Amtscharakter des Kriminalinspektors, bevor dieser sich legitimiert habe, nicht gekannt, nicht mit Sicherheit widerlegt erscheine. Als mildernd wurde beim Strafausmaße der Umstand angenommen, daß der Beschuldigte, wie es glaubhaft erscheine, bei seinem Einschreiten sich von idealen Motiven habe leiten lassen. Dr. Rode meldete die Berufung an, da seiner Ansicht nach keine höhere Strafe, als wie sie im Wege der Strafverfügung erfolgt war, verhängt werden dürfe.

Neue Freie Presse, Wien, 9. November 1922, S.10

QUELLE: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19221109&seite=10>

Einmischung in eine Hotelrazzia.

Herr Karl Tschuppik, der einmal sehr radikale politische Ansichten verfocht, sich aber dann im Zwinger des Bankpräsidenten Sieghart, dem „Neuen Wiener Tagblatt“, wohlbesand, hat von seinem Stabilitätismus nur eines behalten, die Abneigung gegen die Sittenpolizei, also das, was den Kapitalisten nicht wehtut. Dadurch zog er sich eine Anklage zu. Am 30. Jänner gegen 5 Uhr abends hatte nämlich die Polizei im Hotel „zum römischen Kaiser“ und im Hotel Wieser eine Razzia nach unkontrollierten Prostituierten vorgenommen. Im Hotel „zum römischen Kaiser“ wurde ein Mädchen unter dem Verdacht der geheimen Prostitution angehalten. Sie sollte von dem Kriminalinspektor Robert Hanisch dem Polizeirat Dr. Hauke, der im Hotel Wieser amtierte, vorgeführt werden. Als der Kriminalbeamte mit dem Mädchen vor das Hotel Wieser kam, rief eine elegant gekleidete Frauensperson, die den Kriminalbeamten und die Akretierte für ein Liebespaar hielt, zu, er solle jetzt nicht mit dem Mädchen ins Hotel gehen, da hier eine Razzia stattfindet. Der Kriminalbeamte hielt das als auch die Auserin für eine Prostituierte und akretierte auch sie. Sie soll, wie die Polizei erklärt, unter dem Verdacht der geheimen Prostitution stehen. Die zweite Akretierte wollte flüchten, wurde aber vom Kriminalbeamten festgehalten. Sie wollte sich dem Kriminalbeamten entwinden und stieß laute Hilferufe aus. Dadurch lenkte sie die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich, zu denen auch Herr Tschuppik gehörte. Als der Kriminalbeamte die Akretierte mit beiden Händen hielt und sie, mit ihr förmlich ringend, in ein Haustor drängte, folgte ihm Tschuppik nach, und nun soll er den Beamten an der Amtshandlung zu hindern gesucht haben. Tschuppik wurde nun gleichfalls akretiert. Als auf Verlangen Tschuppiks Polizeirat Dr. Hauke herbeigeholt wurde, soll Tschuppik gesagt haben: „Es zeugt von merkwürdigen Sitten, wenn dieser Mann (Kriminalinspektor Hanisch) eine wehrlose Frau auf der Straße überfällt.“ Tschuppik bekam nun eine Strafverfügung wegen Wachebeleidigung und Einmischung in eine Amtshandlung. Er wurde zu zehntausend Kronen Geldstrafe verurteilt.

Da er gegen die Strafverfügung Einspruch erhob, mußte eine öffentliche Verhandlung angeordnet werden. Der Angeklagte erklärte, daß er in dem Manne, der die Frau auf der Straße derart behandelte, keine Amtsperson vermutete, sondern geglaubt habe, daß ein Trottel von eifersüchtigem Ehemann seiner Frau auf der Straße eine Szene mache oder daß ein Strödel sie überfallen habe. Er habe deshalb dem Manne zugerufen: „Lassen Sie doch die Dame aus!“ Vor Polizeirat

Dr. Hauke habe er die Versicherung gemacht, und er habe sich als Publizist berechtigt gefühlt, diese Kritik zu üben. Die Frau, die auf diese Weise behandelt wurde, habe keineswegs den Eindruck einer Kokotte gemacht. — Kriminalinspektor Hanisch erklärte als Zeuge, vor Tschuppik habe er sich erst nach dessen Auf als Kriminalbeamter legitimiert.

Der Richter Landesgerichtsrat Dr. Fruda sprach den Angeklagten von der Einmischung in eine Amtshandlung frei, weil die Verantwortung, er habe den Amtsearakter des Kriminalinspektors zur Zeit der Einmischung noch nicht gekannt, nicht mit Sicherheit widerlegt sei. Dagegen wurde der Angeklagte wegen Wachebeleidigung zu vierzigtausend Kronen Geldstrafe verurteilt. — Dazu ist zu bemerken, daß es eine juristische Streitfrage ist, ob der Richter berechtigt ist, in der Verhandlung eine höhere Strafe zu verhängen als in der Strafverfügung. Das Gesetz schließt es nicht ausdrücklich aus.

Arbeiter-Zeitung, Wien, 9. November 1922, S.7-8

QUELLE: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=aze&datum=19221109&seite=7>

VI. EINE ANEKDOTE ÜBER TSCHUPPIK(?): ÖSTERREICH-DEUTSCHLAND ODER: „DER KLEINE UNTERSCHIED“

Überarbeitete Fassung des Artikels: Georg Deutsch, *Österreich und Deutschland – oder: „der kleine Unterschied“*. Was ist die „wahre“ Version? In: Österreich in Geschichte und Literatur. 48. Jg. 2004, Heft 3-4, S. 257-259.

- (1) *Etwa zwei Jahre nach der Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuß hat sich das Verhältnis der deutschen und der österreichischen Regierung so weit gebessert, daß der Zustrom von deutschen Touristen nach Österreich auffallend gewachsen war. Sie kamen in ganzen Gruppen, und die Spione, die die Aufgabe hatten, Österreich innerlich noch mehr zu demoralisieren als es schon war, kamen mit den kleinbürgerlichen Familien, mit Mutti und Kinderchen, um harmlos zu erscheinen. Mit Karl Tschuppik war ich einmal in einem Gasthaus, das 'Griechenbeisl' hieß, und hinter uns saß an einem Tisch eine solche harmlose Familie. Tschuppik saß mit dem Rücken zu ihr und konnte sie so gut hören wie ich sie sehen. Wir aßen schweigend, denn Tschuppik war zu intensiv mit dem Zuhören beschäftigt. Schließlich hielt er es nicht mehr aus und mischte sich in das Gespräch am Nachbartisch. Die Familie hatte offenbar das Wiener Gericht Beuschl mit Knödeln mit sichtbarem und hörbarem Appetit verzehrt, und Mutti wollte vom Kellner das Rezept erfahren. Der Kellner mußte ein paarmal von der Küche zu der Touristenfamilie hin- und herrennen, bis das genaue Rezept von dem Vater der Familie aufgeschrieben war. Ich hatte das Ganze nicht beachtet. Plötzlich drehte sich Tschuppik mit seinem ganzen Körper um und belehrt die Familie ganz laut: „...Und wenn Sie glauben, daß Sie jetzt imstande sind, Beuschl mit Knödeln zu machen, irren Sie sich. Dazu gehören achthundert Jahre Habsburg und tausend Jahre Katholizismus.“*

Mit dieser Anekdote beginnt der Abschnitt „Unser Freund Tschuppik“ in Soma Morgensterns Erinnerungen an Joseph Roth (SM, Roth, S. 134).

Dem Kenner von Friedrich Torbergs „Die Tante Jolesch“, (München 1975) wird das bekannt vorkommen. Dort wird im Kapitel „Der Kreis schließt sich“ (S.260) so ein Ereignis Egon Friedell zugeschrieben:

- (2) *Eine andere Salzburger Geschichte spielt in einem von Friedell frequentierten Gasthaus, das im Ruf stand, die besten Salzburger Nockerln zu servieren. Von dieser Spezialität, deren Zubereitung äußerste Sorgfalt verlangt, zeigte sich ein deutsches Ehepaar so begeistert, daß es um Mitteilung des Rezeptes bat. Der Wirt, altem Brauchtum folgend, weigerte sich zuerst, gab aber schließlich nach und setzte sich an den Tisch des Ehepaares, um dessen weiblichem Teil das kostbare Rezept zu diktieren, Punkt für Punkt, langsam und bedächtig, mit genauen Zeitangaben und sämtlichen Ingredienzien. Als er fertig war, las ihm die gründliche deutsche Dame das Ganze nochmals vor und wollte ausdrücklich hören, daß sie alles richtig notiert hätte. Alles, bestätigte der Wirt. Ob wirklich nichts fehle? Nein, nichts. Kaum war der Wirt gegangen, wandte sich vom Nebentisch her Egon Friedell an die Wißbegierige: „Verzeihung, gnädige Frau – Sie haben nicht alles.“ „Nicht? Was fehlt mir denn noch?“ „Sechshundert Jahre Habsburg“, sagte Friedell.*

Es kann wohl nur höchstens eine der beiden Fassungen eine tatsächlich stattgefundene Begebenheit wiedergeben. Beide Autoren, Torberg und Morgenstern, waren mit Tschuppik bekannt, kannten auch einander recht gut. Sie haben einander im Pariser Exil 1938/39 näher kennengelernt, waren später in den USA miteinander in Verbindung und blieben in brieflichem Kontakt auch nach Torbergs Rückkehr nach Österreich, trafen einander auch bei Morgensterns Besuchen in Wien nach 1945. Vermutlich hat einer dem anderen die Geschichte erzählt, und später ist es zu einer Verwechslung gekommen. Welche Version richtig ist, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden, doch erscheint eher der direktere

Bericht Morgensterns der authentischere (abgesehen davon, dass die Aussage „600 Jahre Habsburg“ eher richtig ist als die unbegründbare Angabe 800 Jahre); schließlich berichtet Morgenstern von einem eigenen Erlebnis, während Torberg eigentlich nur eine Anekdote erzählt.

Die Morgenstern'sche Fassung wird auch mehr oder weniger von Roth bestätigt, denn auch Joseph Roth schreibt die Anekdote seinem guten Freund Tschuppik zu: In Roths Artikel im „Das Neue Tage-Buch (Paris)“ vom 31.7.1937 „An Karl Tschuppiks Grab“ wird angedeutet, dass das Griechenbeisl ein Stammbeisl Tschuppiks war; und in seinem Artikel „Abschied von Karl Tschuppik“ (Der Christliche Ständestaat 1.8.1937) wird die ganze Geschichte kurz (und mit den besten Jahresangaben) erzählt:

- (3) *Als in einem der ältesten Wiener Gasthäuser ein Berliner den Ober fragte: „Sagen Sie mal, Herr Ober, wie machen Sie den Palatschinken eigentlich?“, sagte Tschuppik statt des Obers: „Ich kann's Ihnen erklären, Herr Nachbar. Zu so einem Palatschinken gehören mindestens 1000 Jahre Katholizismus und mindestens 500 Jahre habsburgischer Herrschaft.“*

Durch die Roth'sche Fassung, die älteste der drei, scheint Morgensterns Erzählung noch glaubhafter. Doch gibt es eine noch ältere Version, vielleicht die Urfassung der Anekdote. Sie findet sich bei Tschuppik selber in seinem Artikel „**Der kleine Unterschied**“ (Wiener Sonn- und Montagszeitung, 29.4.1935, S.8; zitiert nach: *Karl Tschuppik, Von Franz Joseph zu Adolf Hitler. Polemiken, Essays und Feuilletons* herausgegeben und eingeleitet von Klaus Amann. Wien, Köln, Graz 1982, S.218):

- (4) *Wir sind anders als die Deutschen, im Großen wie im Kleinen. Und weil am Kleinen auch der einfachste Sinn den großen Unterschied erfassen kann, will ich eine ganz kleine Geschichte erzählen:*

Ich saß einmal mit einem befreundeten Priester in der „Traube“ zu Salzburg. Wir aßen eine österreichische Speise: Beuschel mit Knödel. An unseren Tisch hatte sich ein deutsches Ehepaar gesetzt (es war vor der 1000-Mark-Sperre). Das fremde Paar interessierte sich für unser Essen (wobei leider die Vermutung des Mannes, daß es sich um „Lungengekröse“ handle, unseren Appetit fast verdorben hätte). Die Deutschen ließen sich „Beuschel“ mit Knödel geben. Es schmeckte ihnen so gut, daß der Mann zur Frau sprach: „Ach, Klothilde, laß dir doch mal vom Direktor die Anweisung geben. Das müssen wir zu Hause versuchen.“ Darauf mein Freund, der gute Österreicher:

„Verehrter Herr, so einfach, wie Sie meinen, ist die Sache nicht! Auch dieses Beuschel setzt sechshundert Jahre Habsburg und Katholizismus voraus!“

Damit scheint es wieder unwahrscheinlich, dass Morgensterns berichtete persönliche Teilnahme, die etwa 30 Jahre oder mehr nach Tschuppiks Bericht aufgezeichnet worden ist, wörtlich zu nehmen ist. Vielmehr könnte man vermuten, dass die Tschuppik'sche Originalversion nur undeutlich erinnert wurde und dabei, vielleicht unbewusst, der Hauptakteur auf den Erzähler übertragen wurde. Das würde die Fassung von Roth und Morgenstern irgendwie erklären.

Dass die Übertragung auf den Erzähler im Leben einer Anekdote vermutlich häufiger geschieht, zeigt sich an einer weiteren Version, die offenbar im Umlauf war. Bei Gottfried Heindl (Geschichten von gestern – Geschichte von heute. Das zwanzigste Jahrhundert in Anekdote und Bonmot. Wien, Berlin, Stuttgart, 1965) ist zu lesen:

- (5) *Im Pariser Exil wurde Joseph Roth von einer Dame der Gesellschaft gefragt, wie man die österreichische Nationalspeise Apfelstrudel herstelle. „Madame“, antwortete Roth, „zu einem Apfelstrudel braucht man tausend Jahre Katholizismus und das Haus Österreich...“*

Offensichtlich ist diese Fassung nur ein verkrüppelter Abklatsch der früheren Versionen. Die eigentliche Aussage, der „kleine Unterschied“ zwischen Deutschen und Österreichern, um den es da ja eigentlich geht, ist hier abhanden gekommen.

Unterstellt man, Tschuppik hat die Wahrheit erzählt (4), bleibt die recht merkwürdige Tatsache, dass Morgenstern sich selber in die Geschichte hineingeschmuggelt hat (1). Dazu gäbe es keine einleuchtende Begründung, vor allem, wenn man sieht, dass Morgensterns Berichte über Roth und andere recht überzeugend sind und er sich sonst keineswegs in den Vordergrund stellt. Auch die durchaus sinnvolle Annahme, es handle sich hier bloß um eine von Tschuppik erfundene Geschichte, die seinen Artikel über Deutsche und Österreicher schön illustriert, ließe die Morgensternfassung rätselhaft erscheinen.

Doch gäbe es eine andere denkbare Erklärung: Morgenstern hat genau die Wahrheit beschrieben (1), Roth hat die ihm so von Morgenstern und/oder Tschuppik erzählte Begebenheit wiedergegeben (3), und Torberg hat sich an die nur vom Hörensagen bekannte Geschichte eben nur vage erinnert (2). Dann müsste also gerade die älteste Fassung, Tschuppiks Erzählung (4), unrichtig sein. Dafür könnte es eine Erklärung geben: Wenn Tschuppik selber der Verfasser des Bonmots war und er es in seinem Artikel unterbringen wollte, wäre es doch etwas peinlich gewesen, hätte er referiert: „...und dann habe *ich* gesagt...“ etc. Sein ganzer Artikel wäre dadurch entwertet worden. Also könnte er, um das zu vermeiden, den österreichischen Priester in der sonst wahren Geschichte erfunden haben, um sich nicht selber mit dem eigenen Bonmot schmücken zu müssen. *) Als Indiz für die Richtigkeit von (1) könnte man auch noch die Tatsache werten, dass nur in den Versionen der nach (1) beteiligten Personen, Tschuppik (4) und Morgenstern (1), Übereinstimmung über die österreichische Speise herrscht, nämlich „Beusch(e)l mit Knödel(n)“.

Also vielleicht die beste Erklärung?

*) Friedrich Torberg tut selber mitunter genau das, jedenfalls nach eigenem Bericht. Im einleitenden Kapitel seines Ergänzungsbandes Die Erben der Tante Jolesch (München, Wien 1978: Langen, Müller) „Berichtigungen und Bereicherungen“ kann man lesen: *Auch Urheberrechte wurden angemeldet. Nicht als hätte ich fremdes geistiges Eigentum für mich beansprucht (da verfare ich eher umgekehrt und schreibe etwa ein Bonmot, das mir geglückt ist und das ich nicht von mir selbst erzählen möchte, jemand anderem zu).*

PESTER LLOYD Abendblatt, 56. Jahrgang, Budapest, Montag, 30. August 1909. Nr. 198. Seite 1-2

Trinkgeldfeinde Von Karl Tschupplik

Es gehört zu den vielen Unaufrichtigkeiten, gewisse kleine Sorgen innerhalb der vierundzwanzig Tagesstunden vom unbefangenen, allgemeinen Nachdenken auszuschließen und auf Kosten aller möglichen „wichtigsten Dinge“ herabzusetzen. Das Gefühl, welches diese wichtigsten Dinge nicht so wichtig nimmt, wie jene nächsten Sorgen, ist deshalb ja doch nicht umgestimmt worden, aber es gilt für herabwürdigend, seinen intellektuellen Ernst an die kleinen Dinge zu verschwenden. Man spricht über die Rassenfrage auf dem Balkan und die Zukunft Persiens. Aber bei der „Sperrsechser“-Frage und dem Trinkgeld-Thema kommt auch das sterile Phlegma aus dem Gleichgewicht, das apathische Temperament in Aufruhr und Gärung.

Das arme Trinkgeld! – es hat augenscheinlich nur mehr einen Freund und Anwalt: den Trinkgeldempfänger. Im übrigen scheint sich die ganze Welt gegen diese alte, ehemals ganz unangefochtene und selbstverständliche Einrichtung verschworen zu haben. Ueberall hat man ihr die Freundschaft gekündigt, überall wird gegen sie mit einer Energie angekämpft und agitiert, als ob sie der Quell alles *[sic]* Uebels wäre. Früher hat man das bei uns dem Ausländer überlassen. Wenn er zu uns kam und die Schönheit des Landes, die Reize der Berge, den Humor und das Gemüt der Leute lobte, geschah dies nie, ohne ein kleines „leider“ beizufügen. Und dieses „leider“ galt dem Trinkgeld, das – wenn man dem Mann glauben durfte – den Geschmack an der Küche verdarb, den Genuß am Weine vergällte und die Freude an Land und Leuten störte. Jetzt aber beginnt auch bei uns das Trinkgeld in Mißkredit zu kommen; die Opposition gegen seine Herrschaft wächst.

Die Antipathie gegen das Trinkgeld entspringt – so möchte man meinen – beim streng kaufmännischen Geist, der immer allgemeiner wird, einem Kalkül, welcher für jeden Wert einen sichtbaren Gegenwert fordert; die unfixierte Größe, als welche das Trinkgeld erscheint, ist ihm also zuwider. Das Trinkgeld hat aber noch eine unangenehmere Eigenschaft: es appelliert an unsere Noblesse, tritt mit einer lächelnden Verbeugung an uns heran und sagt: „Bitte, ganz nach Belieben!“ Wodurch es uns der subjektiven Wertung des Trinkgeldempfängers preisgibt. Der alte Hofrat, der an jedem Nachmittag in seinem Stammcafé von vier bis sieben ungezählte Zeitungen las und noch mehr Gläser frischen Wassers konsumierte, pflegte, wenn er dem Pikkolo beim Abschied zwei Kreuzer in die Hand drückte zu sagen „Ich bin nur im Prinzip ein Feind des Trinkgeldes, nur im Prinzip. Diese durchaus schädliche Einrichtung spekuliert auf unsere Schwächen! . . .“ Der alte Hofrat jatte „im Prinzip“ recht; das Trinkgeld verleitet in der Tat zu Noblesse und Ausschweifung, aber es ist zum Glück schon so eingerichtet, daß es solcher Gelegenheiten nur sehr wenige gibt. Wer sich vor seinem allzu großen Hang zur Noblesse fürchtet, kann sich ja am Trinkgeld gewissermaßen „erziehen“. Unter der großen Schar der Trinkgeldfeinde ist dies ein neuerer Typus. Der die Schäbigkeit von einer Härte gegen sich selbst ableitet. „Ich gebe,“ sagte einmal so ein Theoretiker des kleinen Trinkgeldes, „gegen mein Gefühl minimales Douceur. Würde ich meinem Gefühl freien Lauf lassen, meiner natürlichen Noblesse die Schleuse öffnen, dann hätten Pikkolos und Friseurgehilfen freilich goldene Zeiten. Aber es berührt mich ungemein peinlich, diese „Hab´ die Ehre, Herr v. Meyer!“ mit in Kauf nehmen zu müssen. Diese Zehn-Kreuzer-Nobilisierung, die gemeinen Naturen so an[ge]nehm den Rücken wärmt. Und ich finde es unpassend, sich vom bedienenden Leuten anders als mit einer geschäftlich-kühlen Höflichkeit behandeln zu lassen. Man muß sich gegen derlei Gunstbezeugungen wappnen, muß dieses unhörbare-hörbare „Schmuzian“, das hinterm Rücken geflüstert wird, quasi als Bestätigung korrekten Benehmens empfinden!“

Überhaupt dieses „Korrektsein!“ – es ist ein trefflicher Begriff, ein Ding, mit dem man seinen ganzen geistigen Haushalt bestreiten kann, ein Surrogat für eine Weltanschauung. Der größte Teil der Trinkgeldfeinde kommt von der „korrekten“ Seite her. Ein anderer Teil freilich stammt aus einem mehr demokratischen Lager; es sind jene, die stets furchtbar besorgt sind um die „Würde der Menschheit“ und andere höhere Güter; eines ihrer beliebtesten Argumente ist dieses: das Trinkgeld demoralisiert vor allem, es ist eine bourgeoise Erfindung, zu dem Zwecke erdacht, um in so und so viel tausend Seelen das Gefühl freien Menschentums überhaupt nicht aufkommen zu lassen, vielleicht auch eine Art Atavismus, ein Rückstand von Gefühlen, die einst dem reichen Manne eigen waren, der beim Mahle und in Stunden der Fröhlichkeit an dem Anblick der Sklaven und Diener seines Machtgefühls sich gern erfreute. Was bedeutet gegenüber dem Trinkgeld die Einbuße an seelischer Unabhängigkeit, an Stolz und Selbstbewußtsein? – Diese Trinkgeldfeinde sehen nämlich in jedem Friseurgehilfen und Hausknecht einen stolzen Römer, der eigentlich nur unter schweren inneren Kämpfen die Hand nach der Münze ausstreckt. Und wenn sie, ohne einen Kreuzer auf dem Speisetisch hinterlassen zu haben, den Gasthof verlassen, schreiten sie selber mit der Würde eines alten Römers zu Tür hinaus. Der Abgang ist dekorativ und billig . . .

Eine andere, auch ziemlich beliebte Art der Trinkgeldfeindschaft rechtfertigt sich mit mehr äußerlichen Gründen. Man sagt einfach, nur ein „Provinzler“ gebe noch ordentliche Trinkgelder, nur jener unsichere und schüchterne Gast, der in das Lokal hereinkommt, als ob er seine Glieder irgendwo gestohlen hätte, verlegen und unbeholfen. „Haben Sie schon gesehen,“ sagt dies Art von Trinkgeldfeind, „was der Graf Y für Trinkgelder gibt? Fast gar keine! Aber die kleinen Leute von draußen glauben sich unkenntlich machen oder avancieren zu können, wenn sie dem „Ober“ ihre sauerverdienten Groschen hinwerfen. In einem besseren Restaurant macht man sich durch große Trinkgelder direkt verdächtig. Es kann einem passieren, daß man am Ende noch für einen Hochstapler angesehen wird . . .“

Nicht so populär, aber auch sehr wirksam ist die Methode, sich angesichts der Trinkgeldfrage einen pessimistischen Kopf aufzusetzen und sein Feindschaft gegen dieses Uebel gleichsam metaphysisch zu verbrämen. Es gibt solche Pessimisten, die es darin sehr weit gebracht haben; sie tun so, also ob das Trinkgeld eine ausgesuchte Bosheit des Absoluten wäre, nur bestimmt, uns aus unseren schönsten Träumen und Entzückungen zu reißen. „Was wäre“ – ruft schmerzerfüllt der Pessimist – „Venedig ohne das Trinkgeld, was Neapel ohne diese Attentate auf unseren Seelenfrieden, was könnte die Schweiz sein, wüßte sie sich davon zu emanzipieren! Die Erinnerung an mondbeschienene Paläste, an traumhafte Gondelfahrten, an das intensive Blau des südlichen Himmels ist für immer gestört durch die Bilder der ewig ausgestreckten Hände, und an die imposante Gletscherwelt, an friedliche Alpenseen und liebliche Matten kann man gar nicht denken, ohne nicht zugleich unzählige Frackschöße in der Erinnerung aufflattern zu sehen! . . .“ So seufzt der Pessimist und schüttelt sich vor Grauen.

Wie vermag nun gegen diese ganze Armee von Feinden, gegen die noble Unnoblesse, gegen die beleidigte Menschenwürde, gegen die korrekte und vornehme Form, gegen den ästhetischen Pessimismus die Ansicht eines bescheidenen Trinkgeldfreundes zu bestehen, der in der alten Institution die gute und angenehme Möglichkeit sieht, kleine subjektive Mehrleistungen und individuelle Dienste belohnen zu dürfen?! Der alte Trinkgeldfreund, der gelegentlich so einer Debatte nur Böses über die Einrichtung zu hören bekam, hatte keine stolzen Argumente und so konnte er nur mit einer gewissen Entschuldigung erwidern: „Sehen Sie, meine Herren, ich verdanke dem Trinkgeld sehr viel. Viele ruhige Stunden, einen Teil meiner Gesundheit, meine Heiterkeit und frohe Laune. Im Lande der korrekten Leute und der unbeleidigten Menschenwürde bekäme ich ja wahrscheinlich auch zu essen und zu trinken, aber ich wäre eine Nummer, müßte mich uniformieren lassen und auf allgemeine kleine Wünsche verzichten. Im alten, guten Lande des Trinkgeldes hatte ich mich niemals zu beklagen; die Kellner wechselten, aber der neue Mann übernahm stets vom alten jene fast mütterliche Fürsorge und Rücksicht auf meine Besonderheiten und Wünsche, die ich nun einmal habe. Und das alles geschah willig, ohne jenen lärmenden Apparat, den die korrekten Leute zur Verständigung brauchen. Es hätte alles noch immer gut und ordentlich sein können, was man mir vorsetzte und doch ohne meinem Geschmack zu entsprechen. Wie, soll es mir nicht möglich sein, für kleine Gefälligkeiten, für Güte und Sorgfalt, die über das Maß des

Geschäftlich-Korrekten hinausgehen, mich erkenntlich zu zeigen; darf es mir nicht gestattet sein, dem Manne, der die Eigenheiten meines Magens schonen behandelt, besonders zu danken; dem „Ober“, der meine Kaffehaus-Literaturbedürfnisse in seinem Hirn in Evidenz hält; dem Pikkolo, der sich die Extramühe nimmt, mir die Virginia zum Schwarzen schon angebrannt auf dem Teller zu servieren? Einen anderen Sinn hat das Trinkgeld nicht, als für gewisse Mehrleistungen, für die Rücksicht auf unsere kleinen Besonderheiten sich dankbar erweisen zu dürfen. Dieser Sinn mag ja im Laufe der Zeit korrumpiert worden sein, aber deshalb darf man mir doch nicht die Möglichkeit nehmen, meine Eigenheiten im großen Trubel des Außer-Haus-Vegetierens nicht vernachlässigen zu lassen! Das Trinkgeld enthält, wenn man will, eine Bitte um „Protektion“, zugleich aber auch einen Wegweiser, der dem Bedienenden sagt: Vertiefe deinen Beruf, sei ein bischen *[sic]* menschenfreundlicher als sonst, sei Psycholog! Ich mag nun einmal auf freundliche Gesichter nicht verzichten, ich will Höflichkeit um mich sehen, auch wenn diese Höflichkeit nur durch mein Trinkgeld erzeugt wird; sie gehört zum guten Tisch wie das weißglänzende Tischtuch und der einladende Blumenstrauß. Wie anders aber soll ich mir freundliche Gesichter schaffen als durch ein Extrahonorierung? Darf ich verlangen, daß der Kellner um meiner Augen will oder meiner Talente wegen, die er nicht kennt, nett zu mir ist? Sein Beruf ist: zu bedienen, nicht Philanthrop zu sein. Ich bleibe beim Trinkgeld!“

So sprach bescheiden der Anwalt des Trinkgeldes. Aber wie schäbig nahm sich diese Noblesse gegenüber der noblen Schäbigkeit seiner Gegner aus!

VII.2 (1917)

„JÜDISCHER GEIST, POLITISCHER GEIST“.

Beitrag in „Das jüdische Prag“, Sammelschrift mit Texten von Buber, Herzl, Kafka, Lasker-Schüler, Werfel u.a., Verlag der jüdischen Selbstwehr, Prag 1917, S.11-12

Das Kapitel „Prag und der jüdische Geist“ ist ein Stück jener größeren Frage, die uns alle angeht, der Frage vom Ringen des Geistes um die weltliche Herrschaft, also eine politische Angelegenheit im besten Sinne des Wortes. Der jüdische Geist hat der Physiognomie des deutschen Prag Charakter und Farbe gegeben, er war Jahrzehnte lang in einer sehr bestimmten Form das produktive und schöpferische Element, zugleich aber auch Träger und Vermittler der politischen Gedankenwelt des jungen aufstrebenden Bürgertums. Die Gründe dafür sind oft genug und besser gesagt worden, als dies hier gesagt werden könnte; am treffendsten hat sie Ludwig Börne ausgesprochen, dieses Idealbild des alten deutschen Juden, wenn er dartat, daß ein leidenschaftliches Volk, welches sich lange tief geknechtet fühlte, die Knechtung der ganzen übrigen Welt am brennendsten empfinden mußte. Tatsächlich wäre jene beste Zeit des deutschen Aufstiegs, die sichtbar mit der großen französischen Revolution zusammenhing, ihren philosophischen Ausdruck in den Werken der Junghegelianer fand, ihr literarisches Bild im „jungen Deutschland“ verewigt hat und deren politischen Arbeit wir heute noch so ziemlich alles danken, was an menschlicher Freiheit und Gesittung in unserer Gesellschaft vorhanden ist — tatsächlich wäre jene Zeit undenkbar ohne den großen Beitrag und Anteil des jüdischen Geistes. Was Nietzsche einmal gelegentlich einer Bemerkung über Schopenhauers Poltern gegen den Hegelianismus sagt, daß die Mißachtung dessen Wertes den Beitrag der Deutschen zur europäischen Zivilisation übersehen hieße, das kann man mit Beziehung auf das Deutschland vom jüdischen Geiste sagen: er war im Beitrag der Deutschen ebenso enthalten, wie dieser in Europas Zivilisation enthalten ist.

Man braucht nur die geläufigsten Namen dieser großen Zeit zu nennen, um der Wahrheit dieser Erkenntnis sich bewußt zu werden, die Namen Börne, Heine, Moses Heß, Lassalle und Karl Marx, und kann dabei ruhig die seltsame Tatsache übersehen, daß auch der Anwalt und Systematiker des geistigen Gegenparts, der Erfinder der sogenannten konservativ-germanischen Weltanschauung, also etwa der Lassalle des preußischen Junkertums, der bedeutende Staatsrechtslehrer Stahl, ein Jude war. Der jüdische Geist jener Zeit war politisch im großen Sinne des Wortes, er war Träger des Ideengehalts der klassischen Zeit, aber zugleich dessen Weiterentwickler und Vorwärtstreiber; er war Hüter des alten geistigen Guts, aber auch Testamentsvollstrecker in einer neuen Zeit; er war antithetisch und synthetisch zugleich, aufbewahrend und revolutionär. Die nach Befreiung ringende, im Aufstieg begriffene bürgerliche Klasse konnte sich keinen besseren Geburtshelfer, keinen lebendigeren Vorkämpfer wünschen. Die Grundzüge, die der jüdische Geist in diesen Tagen seines hohen Berufs sich selbst gegeben, sind ihm lange Jahre hindurch geblieben, auch dann noch, als die materiellen Aufgaben der bürgerlichen Emanzipation gelöst erschienen, der irdische Kern aus der schönen

Schale hervortrat und aus einer kämpfenden, unzufriedenen und darum von Idealen gespornten Klasse ein saturiertes, zufriedenes, dem Kommerz sich ganz hingebendes Bürgertum wurde.

Wer wollte heute die verstimmenden, aufreizenden Mißtöne im geistigen Lied des Liberalismus verkennen; wer könnte das Bild der Achtzigerjahre, da die Fetzen des alten schönen Kleids, das den kämpfenden Jüngling einst geziert, nun den dicken Wanst des satten Bürgers drapierten, anders als melancholisch betrachten? Damals ward das Bürgertum seinem Berufe untreu, damals entsagte es dem Geiste, entsagte der Politik, damals erstarb die lebendige Ideologie einer großen Zeit zur Phrase der den Kommerz verhüllenden Parteipolitik. Damals hörte die bürgerliche Politik auf, eine geistige Angelegenheit zu sein; es kam der Sozialismus und das eruptive Stammeln kleiner bürgerlicher Demagogien. Das Bürgertum kehrte der Politik den Rücken, ging ganz in seinen Geschäften auf, verwandelte sich in eine Gesellschaft von Privatpersonen. Hatte es noch allgemeine geistige, hatte es politische Interessen? Hatte es Freude an der Öffentlichkeit, am Staate? Nein; nicht einmal in jenem eingeschränkten Sinn der westeuropäischen Länder, wo die bürgerliche Gesellschaft sich bei aller Vorherrschaft materieller Werte doch schließlich selbst regiert. Sie verzichtete völlig auf diese Selbstregierung, sie ließ sich regieren von wem immer, sie ließ Parlament, Presse, öffentliche Tribüne verwahrlosen, überließ die höchsten demokratischen Würden den niedrigsten Elementen. Und die Jugend, die Kommenden, die neuen Generationen? Sie wurden literarisch, ästhetisch, befriedigten ihren Ehrgeiz in der Kunst, Literatur, auf Sport- und anderen Tummelplätzen wertloser Eitelkeiten.

Eine spätere Zeit wird einmal, viel deutlicher als heute, in der Vernachlässigung der großen allgemeinen Angelegenheiten durch das Bürgertum den entsprechenden Anteil der Schuld an der Katastrophe von heute klarstellen. Wird nicht auch der jüdische Geist, einst das schöne Wahrzeichen politischer Regsamkeit, sich anzuklagen haben? — Friedrich Nietzsche hat einmal vom Volke Israel gesagt, daß ihm beschieden sei, „Wegzeiger der Europäer“ zu werden. „Wohin“, rief er aus, „soll auch diese Fülle angesammelter großer Eindrücke, welche die jüdische Geschichte ausmacht, diese Fülle von Leidenschaften, Entschlüssen, Entsagungen, Kämpfen aller Art, wohin soll sie sich ausströmen, wenn nicht zuletzt in große geistige Menschen und Werke! Dann, wenn die Juden auf solche Edelsteine und goldene Gefäße als ihr Werk hinzuweisen haben, wie sie die europäischen Völker kürzerer Erfahrung nicht hervorzubringen vermögen, wenn Israel seine ewige Rache in eine ewige Segnung Europas verwandelt haben wird: dann wird jener siebente Tag wieder einmal da sein, an dem der alte Judengott sich seiner selber, seiner Schöpfung und seines Volkes freuen darf, — und wir Alle, Alle wollen uns mit ihm freuen!“

VII.3 (1917)

Autobiographisches: Zwei Briefe an Stefan Großmann

Handschriftliche Originale in der Österreichischen Nationalbibliothek, Signatur 98/B68/1 bis 2 Lit

Wien, Montag (November ? 1917)

Hotel Bristol (altes Haus) Z. 243

Lieber Freund,

ich danke Ihnen aufrichtig für die kameradschaftliche Gesinnung und für Ihr freundschaftliches Interesse an meiner Affaire! Wie h ich Ihnen kürzlich schrieb, sind die Verhältnisse im Prager Tagblatt weit längerer Zeit schon unerquicklich geworden; sie sind es bald nach dem Tode des Besitzers Dr. Mercy) geworden, in dem Augenblick, da die Vormundschaft nicht nach sachlichen, sondern nach persönlichen und gesellschaftlichen Rücksichten gewählt wurde. Zuerst war ein gewisser Ritter v. Chrudy Vormund, ein Mann, der keine anderen Gedanken hatte als das Blatt möglichst gut zu verkaufen. Da das uralte österreichische Vormundschaftsgesetz dem Vormund alle Rechte des Besitzers und unumschränkte Gewalt einräumt, war die Situation damals schon recht fatal. Den 2 Töchtern Mercys war der noble Vormund wegen dessen gesellschaftliche Beziehungen recht, Keller gelang es indes den Mann zu Niederlegung der Vormundschaft zu zwingen; Chrudy wollte nämlich das Blatt an die Krantz=Gruppe verkaufen, [nicht entziffert] aber, daß ein Teil des Besitzes in den Händen der Mündel geblieben wäre. Da sich die Sache knapp vor dem Krantz=Prozeß ereignete, konnte man unter Hinweis auf die Anrühigkeit der Käufer den Vormund hinausdrängen. Es kam indes nichts besseres nach. Nach langem Hin und Her wurde ein Verwandter der inzwischen auch verstorbenen Frau Dr. Mercy, der Generaldirektor der Rothkosteletz Aktien-Gesellschaft (Wien I, Heinrichsgasse 2) Robert Austerlitz, zum Vormund gewählt. Diese Man ist ein sehr böser Fall. Er war vor dem Kriege fast bankrott, mußte seine Wiener Wohnung, Auto etc. alles aufgeben, ist aber im Kriege sehr, sehr reich geworden. Die im Frieden leigengebliebene Ware (Rothkosteletz ist Weberei) wurde im Kriege zu Quelle von Millionen. Geld interessiert den Mann jetzt also nicht, umso mehr aber Macht, Ansehen, sozialer Aufstieg. Austerlitz, den Dr. Mercy zeitlebens vom Blatt ängstlich ferngehalten hat, kam nichts erwünschter, als Zeitungen in die Hand zu bekommen. Sie dürften nicht vergessen, daß zu unserem Unternehmen haute 14 Blätter (Prag, Mähr. Ostrau, Salzburg, Wels, Falkenau, Tetschen, Aussig, Brünn, Krakau u.a.) gehören. Welcher Glücksfall für den maßlos eitlen, ehrgeizigen Menschen, diesen Hebel zur Macht in Besitz nehmen zu können!*

Es ist selbstverständlich, daß diesem Mann die Haltung, die ich dem Pr. Tagblatt gegeben hatte, nicht gefallen konnte. Ich vertrat die Mittelschichten und den kleinen Mann, hatte meinen großen Erfolg (die Auflage ist seit Teweles' Weggang unter meiner Chefredaktion aufs Doppelte gestiegen, von 21 000 auf 52 000!) aber ich stieß jene 20 von 1000 Lesern hie und da vor den Kopf, die sich noch immer anmaßen, der Mittelpunkt der Welt zu sein; vor allem auch jene unbelernbaren verkalkten Altliberalen der deutschen Kasinos, die nur eine Politik kennen, die Politik des Kriechens nach oben und der Drucks nach unten und deren ganzer Witz sich im Schreien nach Polizei erschöpft. Daß ich alles für mich hatte, die Zeit, die

*) zu den in den beiden Briefen erwähnten Personen siehe unten S. 63

denkend gewordenen Menschen; daß ich in allem recht behielt und schließlich auch die Wandlung in Österreich mir recht gab – all das kümmerte die instinktlosen Menschen nicht, Die sogenannten „Deutsche Fortschrittspartei“ an deren Spitze 2 Millionäre stehen, hetzte im Geheimen gegen mich und hatte es nicht schwer beim Generaldirektor Austerlitz willige Ohren zu finden.

Ich muß gestehen, daß ich den Krach hätte vermeiden können. Aber ich hatte das Blatt wirklich lieb gewonnen, es kostete mich viel schlaflose Nächte, bevor ich mich zu kleinen Konzessionen herbeiließ.

Während dieser Kämpfe ist mein Verhältnis zu Generaldirektor Austerlitz nicht besser geworden. Er sah schließlich in allem „persönliche“ spitzen, u.a. auch in dem paar einleitenden Worten, die ich zu Ihrem schönen Aufsatz aus der Fischerschen Rundschau schrieb. Ja, als ich neulich den kleinen Aphorismus Nietzsches „Gefahren des Reichtums“ abdruckte, telegraphierte Austerlitz an Keller, das „Maß sei voll!, man solle mir „sofort“ die Kündigung geben ohne Rücksicht darauf, daß ich für das Blatt enthoben [unsichere Lesung] sei etc. Keller, der mir lange genug die Stange hielt, aber den Kampf gegen den Vormund doch nicht aufnehmen wollte, führte diesen Auftrag nicht aus, sondern enthob mich vorläufig der Chefredaktion, Austerlitz hat indes hinter meinem und hinter Kellers Rücken den Dr. Blau von der „Bohemia“ als Chefredakteur engagiert. So also steht die Sache jetzt. Da die Redaktion und das technische Personal sich auf meine Seite stellte, hat Austerlitz die „sofortige Kündigung“ widerrufen, aber ein Ausweg ist noch nicht gefunden. Keller rät mir, hier in Wien eine Stellung anzunehmen und von Wien aus auch für das „Pr.Tgbl.“ tätig zu sein, was ja sehr schön gemeint, aber nicht so leicht durchzuführen ist. Wenn Frieden, Papier etc etc wäre, dann brauchte ich wirklich nicht bange zu sein. Aber Sie wissen ja selbst, wie die Dinge jetzt liegen! Das N. Wr. Tgbl. interessiert sich für mich, auch die Elbemühl möchte mich haben – doch was soll ich armer Mann dort machen? Eine [nicht entziffert] gibt es unter den gegebenen Verhältnissen natürlich nicht. Ich müßte wo unterzukommen suchen und abwarten,

Vorläufig bitte ich Sie, lieber Freund, noch nichts in die Öffentlichkeit zu bringen; es wäre denn im Anschluß an Ihren Aufsatz in der „Neuen Rundschau“ eine Ergänzung, die den Fall dort behandeln würde. Aber außerordentlich dankbar wäre ich Ihnen für ein paar Zeilen an Dr. v. Koerber und auch an Pernerstorfer, um sie zu informieren und das Interesse zu wecken. Es ist das Malheur, daß ich mich in diesem Moment nicht rühren kann, der Fall selbst würde es gewiß verdienen in der Öffentlichkeit besprochen zu werden. Denn schließlich handelt es sich um das größte Zeitungsunternehmen der österr. Provinz, um ein Stück öffentlicher Meinung, das keineswegs nur den privaten Aspirationen eines reich gewordenen Ehrgeizlings überlassen werden dürfte. Wenn sie Ihr kameradschaftliches Interesse und Ihre gütige Freundschaft mir nicht entziehen, will ich Sie auf dem Laufenden erhalten und demnächst wieder benachrichtigen.

Heute danke ich Ihnen herzlichst für die mir bewiesene Anteilnahme!

Mit besten Grüßen

ganz Ihr

Karl Tschuppik

Ich bleibe vorläufig (etwa 10 Tage) hier in Wien

Prag, 11 Dez (1917)

Lieber Freund,

ich weiß gar nicht wie ich Ihnen, bester Herr Großmann, für Ihren großen Freundschaftsdienst und die rasche, tatkräftige Hilfe danken soll! Eine Freundeshand in der Not ist selten, zumal bei Journalisten; den mir erwiesenen Dienst schätze ich umso höher, als ich weiß, wie sehr Sie beschäftigt sind und mit der Zeit geizen müssen, um die paar freien Stunden Wertvollerem zu schenken. Ihr Brief an A. hat sehr gewirkt; das Schreiben an Pernerstorfer den edlen Mann veranlaßt, von Krembenball und Herrn Austerlitz ins Gewissen zu reden. Die Eitelkeit ist ein schwer zu durchbrechender Panzer, aber schließlich hat A. doch eingelenkt.

Meine Angelegenheit steht heute so: nachdem ich von der Leitung des Tagblatts suspendiert worden war, fuhr ich zunächst nach Wien, um mir irgendwie die Existenz zu sichern, gegebenenfalls mich bei der Militärbehörde zu stellen, die vielleicht bei Angabe der Gründe meiner Entlassung einen Hilfsdienst zugestanden hätte. Die Abg. Dr. Renner und Zenker, auch Prof. Redling interessierten sich für den Fall, rieten mir aber vorläufig zu warten und den A. zum Rückzug zu bewegen. Die Verhandlungen zogen sich ein paar Tage hin; mittlerweile kam von Dr. Viktor Adler und Friedrich Austerlitz gesandt, Dr. Benno Kargeler zu mir, der in Wien ein politische Wochenschrift gründet und mir die Leitung antrug. Auch das „Neue Wiener Wochenblatt“ und das „Fremdenblatt“ nahmen sich meiner an. Das „Fremdenblatt“ soll umgestaltet, von den Fesseln der Offiziosität befreit, das „Neue Wiener“ ein bißchen aufgefrischt werden. Dr. Karpeles habe ich mit Freuden zugesagt, die anderen zwei Aufgaben sind mir nicht weniger schön, aber doch durchaus anständig. So fand ich, was ich gar nicht vermutet hatte, in Wien eine wirklich gute Aufnahme und war bald der Sorge um die Zukunft enthoben. Aber ich müßte lügen, wenn ich verschweigen würde, wie sehr mich bei diesem Zufallsglück dennoch die Sache geschmerzt hat; ich habe das Tagblatt sehr geliebt und werde lange meinem Blatt nachtrauern, bei dem ich so viele glückliche Jahre und die ungetrübte Freude der Arbeit genossen. Ich weiß, daß ich weder beim Fremdenblatt noch beim Wrtgblatt jenes Maß an Freiheit haben werde, welches die Eigenart des alten Tagblattes war.

Unter der Einwirkung Ihrer Briefe und dem Zünden einiger Freunde hat aber auch A. von sich hören lassen und mir vorgeschlagen, von Wien aus für das Pr.Tgbl. zu arbeiten; er sah wohl ein, daß man doch nicht so handeln könne wie er sichs zuerst gedacht, müßte aber an meiner Entfernung aus Prag festhalten, da ja mein Nachfolger schon ernannt war. Im Verlauf von Verhandlungen habe ich mich übrigens überzeugt, daß ich nicht so sehr das Opfer irgendwelcher Rachegelüste als vielmehr geschäftlicher Schiebungen geworden bin, und zwar spielt dabei – was mir leid tut – Rudolf Keller eine seltsame Rolle. Kellers „Königsgedanke“ ist seit Jahren, die beiden Blätter „Tagbl.“ Und „Bohemia“ zu fusionieren; nun hatte aber auch die sog. Fortschrittspartei, die altliberale Casinopartei, die mit meiner Politik nicht einverstanden war, ein Auge auf die Bohemia geworfen. Keller verhandelte lange mit dem Führer der Casinoleute, mit dem Prof. Kafka, und hoffte ihn dadurch vom Ankauf des Blattes abzuhalten, daß es ihm eine Kursänderung des Tagblatts und die Beseitigung meiner Person versprach. Er sagte sich: war das Tagblatt wieder altliberal, dann brauchten die Casinoten keine eigenes Blatt. Um meine Entfernung durchzusetzen, mußte mich Keller aber bei A. in Wien als den bösen Mann schildern. Kurz und gut – ich will

Sie mit den Details dieser Angelegenheit nicht belästigen – Keller setzte hinter meinem Rücken trotz der jahrelangen Freundschaft meine Entfernung durch. Die Fortschrittspartei hat aber mit Hilfe der reichen Kohlenfirmen Petschek und Weimann dennoch die Bohemia gekauft und zwar um einen Preis, den Keller nie gezahlt haben würde. Jetzt, da Keller sah, daß meine Entfernung nutzlos war, versuchte er die Sache wieder einzurenken. Aber die Sache ist nicht so einfach. Ich bin Dr. Karpeles bereits so gut wie verpflichtet und hoffe auch bei Hofrat Löbl ins Reine zu kommen, weiß also nicht, ob ich bleiben könnte für den Fall als man mir den Prager Posten wieder anträgt. Eben höre ich übrigens, daß Dr. Blau, der mein Nachfolger werden sollte, von den neuen Eigentümern der Bohemia überzahlt worden sein soll und bleiben will.

Was da noch geschehen wird, weiß ich nicht. Ich bin entschlossen in den nächsten Tagen wieder nach Wien zu fahren. Wäre es sehr unbescheiden von mir, wenn ich Sie bitten würde, bei Hofrat Löbl noch ein gutes Wort für mich einzulegen? Es würde die Sache vielleicht beschleunigen und mir eine Stellung liefern, in die ich doch Gutes schaffen könnte. Denn es scheint mir, daß Dr. Löbl manchem Argument zugänglich und ein sachlicher, ernster Mann ist.

Und noch eins: Würden sie, lieber Herr Großmann, an der Wochenschrift mitarbeiten? Ich werde sie mit Polgar machen, der den literarischen Teil redigiert. Es soll vollständige Freiheit des Wortes herrschen und anständig gezahlt werden. Ich las eben heute Ihren ausgezeichneten Aufsatz in der „Glocke“; ich könnte mir nichts Besseres wünschen wie Artikel dieser und der Art jenes Aufsatzes in der Fischerschen Rundschau.

Ich werde Ihnen, falls es sie interessiert, den Ausgang meiner Angelegenheit berichten. Daß die Sache doch ein gutes Ende zu finden scheint, habe ich wohl auch dem sich im Wiener Blätterwald rührenden Kind zu danken. Es rührt sich in Wien, es wird eine bessere Zeit kommen, man fängt an die Feder zu schätzen. Hoffentlich erleben wirs, daß wirklich ein Blatt entsteht, an dem zu arbeiten ein Freude sein wird.

Lieber Freund, ich danke Ihnen für Ihren großen Dienst und die treue Gesinnung! Seien Sie versichert, daß ich diese Tat niemals vergessen werde. Ich will auch , wo immer ich hinkommen sollte, ebenso anständig bleiben als ich es zu sein mich im Tgbl. redlich bemüht habe.

*Seien Sie herzliche begrüßt
von Ihrem aufrichtig
ergebenen
Karl Tschupplik*

Alfred Korn, mein Stellvertreter, der das „Tagbl.“ Jetzt leitet, bittet mich, Sie um einen Aufsatz für die Weihnachtsnummer zu ersuchen. Wäre es Ihnen möglich, dieser Bitte zu entsprechen?

Die Druckerei **Elbemühl** war auch Herausgeber mehrerer Zeitungen, u.a. von Karpeles' Wochenschrift *Der Friede*.

Der mit Victor Adler befreundete Sozialdemokrat **Benno Karpeles** (1868 Wien – Jänner 1938 Wien), Sohn des Mitbegründers der ursprünglich Wiener Speditionsfirma *Schenker*, arbeitete als Journalist bei der Arbeiterzeitung, gründete 1909 die *Hammerbrotwerke* und gab von 1918 bis 1919 die pazifistische Wochenschrift *Der Friede* heraus und von 1919 bis 1920 die linksintellektuelle Tageszeitung *Der Neue Tag*. Beide Blätter bestanden nur etwa zwei Jahre, in denen allerdings viele der wichtigsten Journalisten und Schriftsteller zu Wort kamen.

Der Biochemiker **Rudolf Keller** (1875 bei Karlsbad, Österreich-Ungarn -1964 New York) war auch als Journalist tätig und wurde durch seine Heirat mit der Tochter von Heinrich Mercy zum Mitbesitzer u. Herausgeber mehrerer böhmischer Zeitungen, u.a. dem *Prager Tagblatt*. Von jüdischer Herkunft floh er 1939 in die USA, wo er als Biochemiker Karriere machte.

Ernest von Koerber (1850 Trient; - 1919 Baden bei Wien) war u.a. 1916 Franz Josefs letzter Ministerpräsident.

Der böhmische Journalist **Alfred Korn** (Alfred Kohn, 1887-1930) arbeitete als politischer Redakteur beim *Prager Tagblatt* und war dort während der Ersten Weltkrieges bis 1917 Tschuppiks Stellvertreter, wurde aber nicht dessen Nachfolger; ab 1918 leitete er die Prager Zeitung *Bohemia*.

.Der Journalist und Schriftsteller **Emil Löbl** (1863 Wien - 1942 Wien (Rothschildspital)), Schriftsteller, Journalist., wurde 1917 Chefredakteur des *Neuen Wiener Tagblattes*. 1938 wurde er wohl aufgrund seiner jüdischen Herkunft seines Postens enthoben.

Dr. Wilhelm Mercy, Sohn von Heinrich Mercy, dem Gründer des *Prager Tagblattes*, leitete das Blatt bis zu seinem Tod am 6. September 1914. Mercy wurde nur 47 Jahre alt und hinterließ drei noch nicht volljährige Töchter.

Engelbert Pernerstorfer (1850 Wien - 1918 Wien) österreichischer sozialdemokratischer Politiker (der deutschnationalen Richtung) und Journalist. War u.a. auch Mitarbeiter der *Arbeiterzeitung* und hat gemeinsam mit Stefan Großmann die *Wiener Freie Volksbühne* gegründet- ,

Die jüdischen sog. "Kohlenbarone" **Petschek & Weinmann** aus Aussig (Nordböhmen) haben eine Schlüsselrolle im Bergbau Nordböhmens gespielt und zählten zu den wohlhabenden Familien Österreich-Ungarns.

Die Aktiengesellschaft der k.k. priv. **Rothkosteletzer** und Erlacher Spinnerei und Weberei hatte ihren Ursprung in Rothkosteletz, (heute Červený Kostelec), Nordböhmen

Der Schriftsteller, Theaterkritiker **Heinrich Teweles** 1856 Prag - 1927 Reichenau an der Rax) war bis 1910 Chefredakteur des Prager Tagblattes.

VII.4 (1928)

Autobiographisches: aus dem Vorwort zur Franz Joseph Biographie

[...] Der Verfasser dieses Buches gehört jener Gattung Österreicher an, die im habsburgischen Reich ihre eigentliche Heimat hatten. Sechs Generationen seiner Familie haben dem Reich, teils als Soldaten, teils als Beamte gedient. In direkter Folge: Franz Tschuppik, unter Maria Theresia Feldarzt im Heere des Reichsgrafen Ulysses von Browne, starb nach der Schlacht bei Prag 1757; Kajetan Tschuppik, 1752—1821, war Pionieroffizier in der Armee des Generals Baron de Beaulieu, die im österreichischen Italien gegen den jungen Bonaparte kämpfte; Franz Tschuppik, 1790—1853, Gubernialrat der böhmischen Statthalterei; Friedrich Tschuppik, gestorben 1887, Domänendirektor der böhmischen Güter des Kaisers Ferdinand; Friedrich Tschuppik, Ingenieur der österreichischen Nordwestbahn. Der Sohn dieses Mannes, der Autor des Buchs, hat als Journalist in Prag und in Wien dreißig Jahre österreichische Geschichte miterlebt. Seine Generation unterschied sich von den Altvordern: sie liebte Österreich, aber sie stand ihm trotz aller traditionellen Verbundenheit nicht kritiklos gegenüber wie die Väter. Zwischen ihr und ihnen lag 1866, lagen Sedan, die Errichtung des neuen Deutschen Reichs, das Erwachen der sozialen Bewegung. "Wir liebten das alte habsburgische Reich, die ungeheure Fülle geschichtlicher Überlieferungen, die Vielgestaltigkeit seines Völkerlebens; wir waren aber zu sehr berührt von den Tatsachen der neuen Zeit, als daß wir nicht der Liebe Kritik und Opposition zugesellt hätten. Die Zweiheit aus Fühlen und Denken spricht auch aus diesem Buch. Es ist mit Liebe und Kritik geschrieben.

Berlin, im August 1928.

Karl Tschuppik

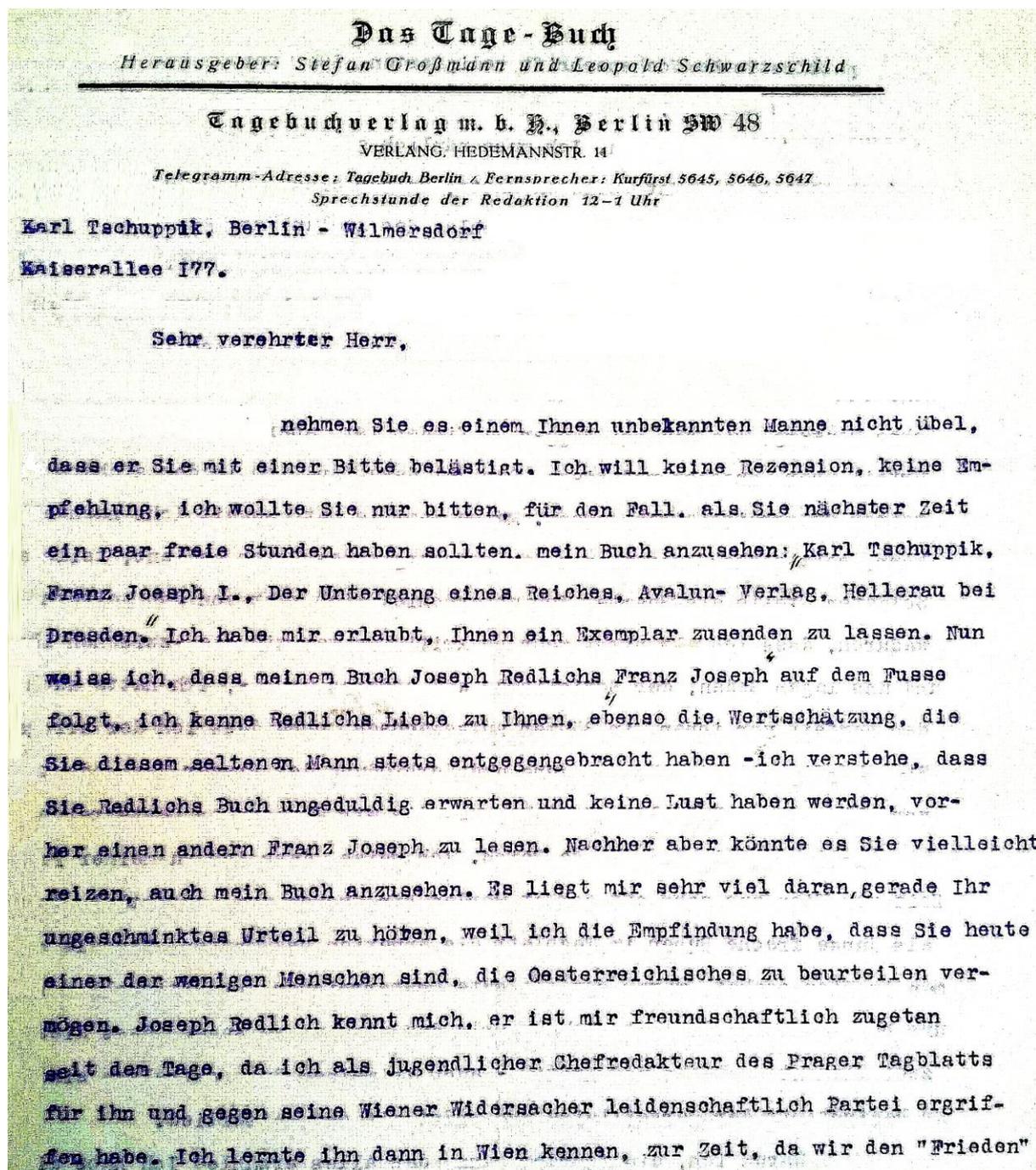
Das vollständige Vorwort (und das ganze Buch) steht online zur Verfügung:

<http://kakanien.info/Show.aspx?ID=815>

VII.5 (1928 oder 1929)

Autobiographisches: Brief an Hermann Bahr, vermutlich 1928 oder 1929

Wiedergabe mit Dank an Kurt Ifkovits – Theaternuseum Wien, Handschriften und Nachlässe.
(Nachlass Hermann Bahr)



... eine pazifistische Wochenschrift, redigierten. Ich erhielt vor einem Jahre etwa Nachricht aus Amerika, wobei er nichts davon schrieb, an einer Biographie Franz Josephs zu arbeiten. Ich muss nämlich gestehen, dass ich bei Kenntnis seiner Absicht den Mut verloren hätte, selber einen Franz Joseph zu schreiben. So aber ging ich gern auf den Vorschlag des Avalun-Verlags ein.

Ich weiss von Redlichs Buch nichts, ich kann mir nur ungefähr vorstellen, dass es die beste Darstellung der habsburgischen Idee sein wird. Ich hatte mir bei meinem Buch vorgenommen, die achtundsechzig Jahre der Regierungszeit Franz Josephs mit ihm als Mittelpunkt zu schreiben, und zwar ohne Deutung, wie sie bei Bagger zu finden ist, aber mit einem klaren Urteil über Menschen und Dinge. Den Mut dazu fand ich in dem sichern Grund meines österreichischen Wesens. Meine Familie hat, soweit ichs nachweisen kann, seit sechs Generationen dem habsburgischen Reich gedient, teils als Soldaten, teils als Beamte. Ich unterschied mich zwar von den Aeltern dadurch, dass ich ~~es~~ nicht mehr so kritiklos war wie sie - zwischen ihnen und uns lagen Sedan, der Sozialismus und anderes mehr -, ich hatte auch den Vorteil vor ihnen, in Böhmen aufgewachsen, ^{in Wien} ohne dass ich der arroganten Starrköpfigkeit, der Verblendung und Verblödung des Prager Kasinodeutschtums verfallen wäre. Bei aller Kritik aber, die wir Jüngern an Oesterreich übten, liebten wir doch diese Reich. Ich weiss, dass ich zu meiner Prager Zeit von Wien aus sehr oft gerügt worden bin, schon von Aehrenthal, da wir als junge freche Buben im Tagblatt die Annexion bekämpften. Niemals hat man in Wien gehnt, warum so viele gute Oesterreicher oppositionell waren: uns bängte um die Zukunft. Ich erzähle das nur, um zu sagen, dass diese zwei Elemente - Liebe und Kritik - auch in meinem Buch enthalten sind. Es beginnt mit der Marseillaise und endet mit dem Kaiserlied.

Warum ich, ein fremder Mann, das alles erzähle? Ich habe die Empfindung, bei Ihnen Verständnis zu finden. Meinen Freunden von links wird das Buch zu wenig radikal sein, meinen Feinden von rechts viel zu links. Es ist, glaube ich das rechte Schicksal eines wirklichen Oesterreichers

Das Tage-Buch

Herausgeber: Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Tagebuchverlag m. b. H., Berlin SW 48

VERLANG, HEDEMANNSTR. 11

Telegramm-Adresse: Tagebuch Berlin / Fernsprecher: Kaufst 5645, 5646, 5647

Sprechstunde der Redaktion 12-1 Uhr

der seit altersher katholisch, aufgeklärt⁴ erzogen, den Nationalismus stets fern war, die Tschechen fast ebenso geliebt hat wie Wiener (die wirklichen) und die grosse Humanität des alten Kaiserstaats nicht vergessen kann. Ich lebe in Berlin als Heimatloser, nicht mit der blöden Sentimentalität vieler Wiener von heute, die an Aeusserlichen hängen, aber ich war im ganzen Oesterreich zu sehr daheim, als dass ich zu Deutschland oder zu dem Wien von heute noch eine wirkliche Beziehung finden könnte.

Verzeihen Sie, sehr verehrt^{er} Meister, diese viel zu lang geratene Beichte. Ich wäre sehr erfreut, von Ihnen ein Urteil über mein Buch zu hören.

Mit besonderer Hochachtung, Ihnen sehr
ergeben

Karl Tschuppi

VII.6 (1930)

Prag und die Prager in: *Der Querschnitt*. X. Jahrgang. Berlin, Ende März 1930. Heft 3

PRAG UND DIE PRAGER

Von

KARL TSCHUPPIK

Thomas Garigue Masaryk, im Prag der Habsburger-Monarchie Professor an der tschechischen Universität, las Soziologie. Seine Lieblingsthemen waren Auguste Comte, Kritik Hegels und des Marxismus. Es kam vor, daß man von der deutschen Universität, auf ein, zwei Stunden, zu ihm desertierte. Dort kämpfte seit Jahrzehnten ein uralter Herr gegen Kant und das Schlafbedürfnis seiner Hörer. In Masaryks Kolleg war es stets sehr lebhaft. Zu Beginn der Neunzigerjahre — es waren Krisenjahre der österreichischen Monarchie — witterleuchtete es unter der tschechischen Studentenschaft. Es schien, als ob die Generation von 1890—1895 mit einem Male die gesamte Literatur Europas entdeckt und sie der eignen Bibliothek hätte einverleiben wollen; den deutschen Sozialismus und die nordische Literatur, Karl Marx und Ibsen, Spencer und die deutsche Vulgarphilosophie, Dostojewski und Nietzsche, den französischen Naturalismus und Strindberg. Die tschechische Jugend, ehemals nur um die eigene Geschichte bemüht, las jetzt in einem Jahre mehr als andere Völker in Jahrzehnten. Die Wirkung war ungeheuer. Die Bibliothek bekam Beine und rebellierte in den Straßen Prags. Die Polizei des alten Österreichs sorgte dafür, die Erregung nicht abkühlen zu lassen; einer ihrer Lockspitzel, der sonderbare Agent Mrva, der als „Rigoletto von Toscana“ Verschwörungen romantischen Stils angezettelt hatte, um die Teilnehmer nachher zu verraten, wurde am Weihnachtsabend 1893, mit sechs Dolchen im Rücken, unter dem Christbaum hervorgezogen. Franz Josef, sonst ein milder Herrscher, sandte seinen Alba, den Grafen Franz Thun, nach Prag, ein strenges Gericht zu halten. 179 Angeklagte wurden zu 278 Jahren Kerker verurteilt.

Die Geschichte des alten Habsburger-Reichs besaß aber ihre eigene Dialektik: Die jungen Leute, die Alba-Thun hatte verhaften und von den Ausnahmegerichten aburteilen lassen, sind fünf und zwanzig Jahre später auf besondere Art auferstanden: als Minister und Nationalräte der tschechoslowakischen Republik. Der Professor der Soziologie Thomas Garigue Masaryk wurde der erste Präsident des selbständigen tschechischen Staates.

*

Die Tschechen haben mit den Franzosen die Vorliebe für die große Geste historisch-symbolischer Akte gemein. Die Napoleon-Säule auf der Place Vendôme war zweimal in Gefahr, vernichtet zu werden. Das erste Mal, nach Waterloo, widerstand sie dem Ansturm royalistischer Jünglinge. Nur das Erzbild Napoleons zerschellte auf dem Boden, die Säule blieb. Das zweite Mal zerbrach sie unter den Schlägen der Kommune. Eine der ersten Aktionen der tschechischen Republik, genau dreihundert Jahre nach dem größten Symbolakt der böhmischen Geschichte, dem Prager Fenstersturz, war die Niederwerfung der Mariensäule auf dem Altstädter Ring, die Kaiser Ferdinand II., 1620, nach der Schlacht am Weißen Berge,



Josef Lir, Masaryk

hatte errichten lassen. Der zweite Symbolakt: Man tilgte den Glorienschein des katholischen Landespatrons, des heiligen Johannes von Nepomuk.

Als Goethe, von Franzensbad kommend, die böhmische Hauptstadt besuchte, fing er in einem kleinen Gedicht den Lichterglanz dieses malerischen Prager Festes auf. An jedem 16. Mai hatte sich, fast zwei Jahrhunderte lang, das Schauspiel wiederholt. Ein Märchen aus dem Zaubergarten der Jesuiten. Der Heilige, dem die Andacht, die Ovationen, das kostspielige Feuerwerk der Stadt Prag galten, dem mit Chören und Blumen, mit Aufzügen, nächtlichen Moldaufahrten, leuchtenden Raketen und Lampions gehuldt wurde — dieser Heilige hat niemals existiert. Johannes von Nepomuk, als der „Brücken-Heilige“ auch im katholischen Deutschland populär, war in Prag erfunden worden. Unter der Brücke Karls IV. haben die Dichter der Legende „den Beichtvater der Königin“ sterben lassen. Sein Standbild bezeichnet noch heute die Stelle, wo ihn die Erfinder in den Fluten der Moldau begruben.

Das Seltsame an der Faszination dieser Dichtung: Sie war im Volke ebenso lebendig wie ihr Gegenpol, der Gedenktag der Schlacht am Weißen Berge.

*

Um es gleich zu sagen: Man ist in Prag verloren, wenn man nicht Geschichte kennt. In Berlin genügt die Blickweite bis zu Friedrich II. Das Paris von heute datiert von der Großen Revolution, von Napoleon. In Wien hatte man nach 1866 die Geschichte, als Erinnerung an unangenehme Ereignisse, sozusagen amtlich begraben. Es gab keine Zukunft mehr, aber auch keine Vergangenheit. In Prag waren der 23. Mai (1618) und der 8. November (1620) Daten lebendigster Bedeutung, Nationalfeiertage.

Ich stand einmal auf dem Altstädter Platz, vor dieser grandiosen Kulisse historischer Dramen, einem Fremden jene Stelle zeigend, wo nach der Schlacht am Weißen Berg, die Führer der protestantischen Stände, Adelige und Prager Bürger, enthauptet worden sind. Ein Mann der Gasse, der mir zugehört, wurde plötzlich sehr heftig: „So etwas ist nur in diesem Staate möglich!“ Und nun kam eine wilde Anklage gegen die „Ligisten“, gegen Ferdinand II., der den Majestätsbrief Kaiser Rudolf II. nicht geachtet habe, nicht die von Matthias verbriefte Religionsfreiheit . . .

Wann lebte Kaiser Matthias? Der Mann wußte es genau: 1576 bis 1619. Er selber lebte und ereiferte sich im sechzehnten Jahrhundert.

Das kaiserliche Wien hat nie gehäht, woraus die rebellischen Völker der Monarchie die Energie ihres Widerstandes schöpften. Ein Blick in die Ratsstube des Prager Schlosses, aus dessen Fenster am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Räte Slawata, Martinitz und Fabricius in den Schloßgraben geschleudert wurden, hätte den geschichtlichen Anschauungsunterricht als stete Quelle der Rebellion enthüllt. Es gab keinen größeren Symbolakt der großen Geschichte als diesen Fensterwurf. Der Blitz vor dem dreißig Jahre währenden Gewitter. Alljährlich standen Tausende Schüler, Väter und Lehrer in der Ratsstube voll Bewunderung für die große Geste dieses Akts. Wie die meisten pathetischen Begebenheiten der böhmischen Geschichte hatte auch das Bild des Fenstersturzes ein ironisches Schwänzchen. Den drei kaiserlichen Räten, die in den tiefen Schloßgraben fielen, ist bekanntlich nichts geschehen. Eine alte österreichische Gewohnheit, erledigte

Akten auf den Misthaufen zu werfen, hat die Opfer der Rebellion vor dem Tode gerettet. Die drei Räte kamen auf einen meterhohen Papierhügel zu liegen, der sie wie ein sanftes Polster auffing. Die komische Wirkung der Szene vermochte den pathetischen Schritt der Ereignisse nicht aufzuhalten. Das Haus Habsburg siegte. Seit 1618 aber waren die „kaiserlichen Räte“ in Prag unbeliebt.

*

Mit einer Einschränkung: Zwischen dem Pulverturm und der Moldau, im Herzen der Stadt, stand der „Kaiserliche Rat“ in hohen Ehren. Dieses Gebiet gehörte der andern Welt an. Die Prager Altstadt und deren Promenade, der „Graben“, galten lange Zeit als eine Art Kindergarten der neueren deutschen Literatur. Das Knäblein im Kinderwagen stammelte gereimt. Zehnjährig, sprach der Knabe in freien Versen. Die Großväter und Väter der Literatur aber trieben Handel. Sie sprachen ungereimt das Prager Deutsch. Ihnen gehörten die großen Banken der Stadt, die Kaufläden und Magazine. Zu Reichtum und Ansehen gekommen, den Titel „Kaiserlicher Rat“ als die Krönung der bourgeoisen Karriere empfindend, identifizierten sie sich mit der starren Staatsräson der josefinischen Ära.

Kaiser Franz Josef, keineswegs ein großer Staatsmann, aber in den reifen Mannesjahren mit dem Instinkt seines Hauses begabt, versuchte nach Sedan, eine Brücke zu dem ewig grollenden Prag zu schlagen. Es gehört zu den paradoxen Einfällen der österreichischen Geschichte, daß des Kaisers Helfer bei diesem Versuch ein schwäbischer Protestant war, der Tübinger Professor Adalbert Schäffle. Der Schwabe, ehemals Revolutionsmann, Freischärler, Journalist, dann Kathedersozialist und Nationalökonom, meinte es gut. Er hatte den Kaiser für das allgemeine Wahlrecht, für soziale Reformen und die Erfüllung der staatsrechtlichen Wünsche Böhmens gewonnen. Das Experiment scheiterte an den kaiserlichen Räten Prags, die kaiserlicher waren als Franz Josef. Sie hatten nun nicht nur Banken, Kaufläden und Magazine; ihre Onkel und Neffen aus Böhmen und Mähren saßen in den Redaktionen Wiens und Prags. Der Kaiser verlor das Spiel gegen die Prager kaiserlichen Räte.

Er wagte, dem Trieb der Erhaltung folgend, noch zweimal Versuche der Versöhnung mit Böhmen. Es war zu spät.

*

Ich wohnte eine Zeit in einem kleinen Hotel der „Kleinseite“, zwischen der Kirche der Malteser und dem Palast der Grafen Waldstein, ein paar Schritte von dem Kampfplatz, wo 1648, knapp vor dem Westfälischen Frieden, der Schwedengeneral Königsmark die Verteidiger der Kleinseite niedergeschlagen hatte. Das Hotel roch nach Geschichte und Mäusen. Nach der Pariser Julirevolution war Karl X., der letzte Bourbonenkönig, hier einquartiert gewesen. Kaiser Franz, Napoleons Schwiegervater, hatte dem Verjagten eine Zimmerflucht des Prager Schlosses als Asyl gewährt. Als Karl kam, war das Schloß unbewohnbar; der Exkönig mußte mit dem „Bad-Hotel“ vorliebnehmen. Den König hielt es auch im Schloß nicht lange. Er übersiedelte nach Görz und starb dort. Seine Ruhestätte wurde 1916 von der italienischen Artillerie zerstört. Die Kaiserin Zita ließ die Gebeine des letzten Bourbonen insgeheim nach Wien überführen, wo sie heute noch auf dem stillen Döblinger Friedhof begraben liegen. Die für Karl X. hergerichteten Zimmer des Prager Schlosses hat 1848, nach dem Thronverzicht,

Franz Josefs Onkel, Kaiser Ferdinand, bewohnt. Man nannte ihn in der offiziellen Geschichte den „Gütigen“. Er war aber gar nicht so dumm. Als er 1837, nach der Thronbesteigung, seine Länder kennen lernte und bei Triest die neue Heeresstraße besah, fragte er neugierig, wer dies gebaut habe. „Napoleon, Majestät“, antwortete der Adjutant. Vor einer imposanten Isonzobrücke dieselbe Frage. Und wieder die Antwort „Napoleon, Majestät!“ Darauf Ferdinand: „Ja, warum hat man einen so tüchtigen Menschen davongejagt?“ Am Abend der Schlacht von Solferino, 1859, kam die Nachricht von der schweren Niederlage der kaiserlichen Armee. Franz Josef, der jugendliche neue Kaiser, hatte selber den Oberbefehl gehabt. Nachdenklich meinte der Entthronte: „Na, so hätt ichs auch getroffen!“

Nach Ferdinands Tod blieb das Prager Schloß leer. Seit dem mißglückten Versuch Schöffles war nicht mehr damit zu rechnen, daß Franz Josef sich als König von Böhmen würde krönen lassen. Der Kaiser sandte aber seinen Sohn Rudolf nach Prag, der als Oberst eines böhmischen Infanterieregiments eine Zeitlang im Schloß residierte. Dann kam nur noch ein Gast aus dem Hause Habsburg: der junge Karl, damals Thronfolger und Dragonerleutnant.

Die Wohnung des letzten Bourbonen und des letzten Habsburgers, der beiden Karl, gehört jetzt zu den Privatgemächern des Präsidenten Masaryk.

*

Im „Bad-Hotel“ war ein kleiner Friseurladen. Der Vater des Inhabers, Antonin Langers, hatte, so erzählte der Sohn, Seiner Majestät, dem letzten König von Frankreich, täglich den Bart entfernt. Wenn Karl X. die Worte sprach: „Geh, wasche dir deine Hände, sie riechen schlecht“, so antwortete der alte Langer pflichtschuldig: „Majestät haben einen sehr feinen Geruchssinn.“ Der Sohn war ein Philosoph. Zwischen toten und verjagten Königen aufgewachsen, umgeben von väterlichen Erinnerungen und dem Palastbau Wallensteins, sah er über Jahrhunderte hinweg wie unsereins über Tage.

Im Herbst 1918 wieder in Prag, in der Geburtsstunde der Republik, suchte ich meinen alten Friseur. Sein kleiner Laden war mit den Fahnen der Republik geschmückt. Er selber stand, die Seifenschüssel in der Hand, wie ein König vor dem Gast, der eben rasiert wurde. „Nun, Vater Langer“, sage ich, „daß Sie das noch erlebt haben . . .“. „Dreihundert Jahre“, entgegnete er stolz, „sind eine kurze Zeit. Ich habe nie daran gezweifelt!“

Nicht alle Tschechen hatten die Gewißheit dieses Friseurs. Allen aber schien es selbstverständlich, daß sich ihr dreihundertjähriger Traum erfüllte. Seither wandelt sich mit schnellen Schritten das alte Prag in eine moderne Stadt. Das von Sagen, Legenden und Geschichte umwobene Königsschloß auf dem Hradschin birgt jetzt die Ämter der Republik. Auch ein Stück des versunkenen Österreichs, jene Beamten, die noch immer Akten schreiben und überflüssiges Papier zu Bergen häufen.

Die „kaiserlichen Räte“ auf dem Graben, jetzt republikanische Kommerzienräte, haben sich mit dem Ergebnis der Geschichte versöhnt. Die neue Krone, die Krone der Währung, entschädigte sie für den Verlust habsburgischer Ideale. Nur der ehemalige Kindergarten der deutschen Literatur hat eine radikale Wandlung erfahren. Die Knäblein auf dem Graben lernen vom Kindermädchen Tschechisch. Seit 1918 gibt es in Prag kein Genie mehr, das für die Berliner Literatur in Betracht käme.

VII.7. (1931)

„Hindenburg“ By Karl Tschuppik *“ForEign Affairs”* Tampa, Florida OCTOBER 1931

AT THE outbreak of the war people had almost forgotten that there was a general named Hindenburg. Sixty-seven years of age, he was living at Hanover, enjoying the repose of a retired soldier.

His career had been that of any gifted officer of the Prussian General Staff. Born at Posen in 1846, the son of a soldier father, he became lieutenant in a foot regiment of the Guards in 1866 and took part in the battle of Königgrätz. In 1870 he went to the front as adjutant of a battalion, and his regiment fought in the sanguinary battle of St. Privat. At Sedan the regiment remained in reserve, as did the entire corps of the Guards. Hindenburg thus was a spectator of the great encircling movement which closed in upon MacMahon's army like a huge ring. While passing with the troops through the little town of Carignan he was told by a saddler from whom he bought a riding whip that Napoleon III was with the army, which was now completely surrounded in a deep dale. He reported this to headquarters, but could not make them believe it. After Sedan, his regiment marched on Paris. In September 1870 it was quartered at Craonne and Corbény, at the foot of the Winterberg.

Hindenburg was destined to see this hill again forty-eight years later, during the battle of Soissons and Rheims, in May 1918, when he was to observe the movements of his troops from this height. But in 1871 First Lieutenant Hindenburg got to Paris. He himself has told us how, after the armistice, he rode with a few hussars, without being interfered with, through the Champs Elysées, across the Place de la Concorde, right into the court of the Louvre, and how he was "ravished by the sight of the historical monuments in which France is so rich." When the German Emperor was proclaimed at Versailles, Hindenburg was present as delegate of his regiment. "The South Germans," he says, "were loudest in their expressions of joy over the German Empire; we Prussians observed a more reticent attitude in that regard, for historical reasons. . . ." The struggles of the Commune in Paris made a deep impression on him. After the end of the war he started upon the work of peace. In 1873 he entered the War Academy; among his teachers was General von Bernhardt, who has become known as a military writer. In 1877 the temple of Prussian military science opened its gate to him: he was called to the General Staff.

II

The great General Staff of the German Army was more than the modern offices of military engineers. Its intellectual foundation had been laid during the classical era of German philosophy. Without Hegel, the originator of the idea of evolution and of the dialectic method of reasoning, there could have been no thought of Karl von Clausewitz's *Buch vom Kriege*, the military science Bible of the Prussian General Staff. Moltke, too, was a born scholar. By his war plan of 1866 he turned the traditional doctrine of the War Academy upside down. The deployment from separate points of assemblage and the envelopment of the enemy by means of separate armies was based on logical reasoning. Time was too short and the space too restricted to make it advisable to concentrate an army of a quarter million men according to the established Napoleonic tradition, and to secure for it the supposed advantages of the "inner line." Moltke's decision was a new idea, born of necessity. The Prussian General Staff raised this idea to the rank of a theory. The further development of the "Theory of Envelopment" and its consummation in the "Strategy of Annihilation" was the work of Moltke's greatest successor, Count Schlieffen. This consistent thinker and inexorable critic of the German wars saw the model for all warfare in the battle of Cannae (B.C. 216). In that battle Hannibal with his 50,000 warriors inflicted an annihilating defeat on the army of the Roman consul Terentius Varro, 69,000 strong. Despite his numerical inferiority, Hannibal had thrown two lines around the Roman army. In his book entitled "Cannae," Schlieffen studied the campaigns of Frederick the Great, Napoleon and Moltke with special reference to the question as to how far the strategy of these generals implied the idea of a battle of annihilation. After that, "Cannae" became the

formula of the Prussian General Staff, the avowed aim of the theory embraced by the latter being the destruction of the hostile army by means of rapid advance and envelopment. Schlieffen himself lived to draw up the plan for a German war on two fronts. His faith in "Cannae" inspired his scheme of enveloping the enemy in a grandiose battle in France. This faith became so strong as to dispel all political scruples. Without envelopment no victory, and without concentric deployment no envelopment; the decision to march through Belgium was implied in the "Cannae" idea. Quite consistently, in Schlieffen's plan of development, the right wing of the German west army was made as strong as possible, and the left wing very weak; Schlieffen did not fear the possibility of having to retreat before the French Rhine army in Alsace-Lorraine, if that should be necessary.

There is no denying the fact that the Moltke-Schlieffen tradition was discarded during the first years of the young emperor's reign. William II, who by nature was not Prussian, did not select the heads of the great military institution according to ability and merit. Count Waldersee, Schlieffen's successor, had nothing of the spirit of his predecessors. His figure in history is that of the comic hero in the Chinese operetta-campaign. Nor was the younger Moltke, a nephew of the great chief of the General Staff, equal to his high office. Under his direction, Schlieffen's plan of deployment was altered for personal reasons. The Kaiser could not bear to think of even temporarily exposing the imperial provinces of Alsace and Lorraine, or parts of them, to the danger of a French invasion. Moltke had to strengthen the left wing of the west army and to weaken the right wing in proportion, so that it became too short to extend round the army of the enemy in the west beyond Paris. The Anglo-French victory of the Marne was the logical consequence of this illogical modification of Schlieffen's plan.

Hindenburg belongs to that older generation of Prussian officers who began their work under Moltke the elder. When Hindenburg returned to the General Staff in 1885, after temporary duties in Stettin and in Königsberg, the first Moltke was still its chief, and Schlieffen was director of the operative department. During the next eight years Hindenburg remained at his desk and continued to lecture: he was on the General Staff, he taught tactics in the War Academy and was in the Ministry of War. In 1893, he became commander of an infantry regiment; in 1896, chief of the general staff for the Eighth Corps in Coblenz; in 1900, commander of a division; and in 1903, commanding general of the Fourth Corps in Magdeburg.

In 1911 Hindenburg sent in his resignation. His age was sixty-four years; he was in perfect health and vigor. On the occasion of his retirement there was a rumor that, during the manœuvres, he had not sufficiently pandered to the Kaiser's dilettante predilections and had fallen into disgrace for that reason. In Hindenburg's memoirs, we read: "Since the insignificant event of my retirement has given rise to false rumors, I will state definitely that this step was not occasioned by any incident either of an official or of a personal nature."

III

It was on August 22, 1914, that Hindenburg received an urgent telegram from the Kaiser's main headquarters. Just a question: was he ready for immediate employment? His answer: "Am ready!" This telegram to Hindenburg had been preceded by another one, addressed to Brigadier-General Erich Ludendorff. In the latter Count Moltke, chief of the General Staff of the army, asked for Ludendorff's help: "I know of no one else in whom I have such explicit confidence as I have in you. Perhaps you may yet save the situation in the east. . . . With your energy you may preserve us from the worst. . . ."

What was it that had happened in the east? The German forces in the east were very weak, in accordance with the General Staff's plan of two fronts. Four corps, one reserve division, and one single cavalry division had to hold in check two Russian armies. Either one of these was superior in strength to the entire German army in the east. Rennenkampf's Niemen army amounted to 246,000 men and 800 guns; Samsonoff's Narev army, advancing from the south, consisted of 289,000 men and 780 guns. The German eastern army was 210,000 strong and had 600 guns. Taken by surprise in consequence of the sudden appearance of the Narev army,

which marched by night, hiding itself during the day in the vast wooded country, General von Prittwitz, the German commander-in-chief in the east, had broken off his fight against Rennenkampf's Niemen army and was considering a retreat behind the Vistula. His intention of abandoning to the Russians the entire territory to the east of the Vistula created the greatest consternation in German headquarters. General von Prittwitz and his chief of staff, Count Waldersee (the younger), were relieved of their posts by telegraph.

Ludendorff had distinguished himself by his initiative during the storming of Liège and had thus attracted the attention of headquarters. He, too, had been attached in time of peace to the Great General Staff, but had given offense by insisting on a further addition to the army. He was transferred to the troops in 1912. In the hour of need Moltke brought him to the fore again.

It had become the rule in the German army to give each commanding general, from the division downward, the assistance of an officer of the General Staff. The general had the power of command, the staff officer was the guiding spirit. Napoleon had never considered such things as age or years of service. But the strict order obtaining in the German army made it necessary that the commander-in-chief should have more years of service and higher rank than the commanders of the corps. Thus, the officers of the General Staff who were attached to the latter had not only to do the real thinking, but, because of their relations with one another and because of their perpetual contact with headquarters, they were the generally nameless but none the less real leaders of the battles. In the western theater of war, for example, there were, up to the spring of 1918, ten armies concentrated in three "army groups." These army groups were commanded by three princes: Crown Prince Rupprecht of Bavaria, the German Crown Prince, and Crown Prince Albrecht of Württemberg. The actually responsible persons, however, were distinguished officers of the General Staff, such as General von Kuhl, Count von der Schulenburg, and others, whose names are hardly known in history.

It was on the morning of August 23, 1914, that Hindenburg first set eyes on General Ludendorff, who had been attached to him. The two men quickly reached an understanding. During their journey to Marienburg they pondered over plans for the coming battle. Hindenburg and Ludendorff were in much worse plight than Hannibal. Among all the critical situations recorded in the history of warfare, one could look in vain for an equally desperate case. According to Stendhal's simple definition, Napoleon's military art consisted in bringing it about that on the battlefield his soldiers should outnumber the army of the enemy in the proportion of two to one. This ingenious principle is identical with that observed by robbers lying in wait for passers-by at the street corner in the ratio of 2 to 1, a hundred paces from ten policemen on their beat. What good are the policemen to the unfortunate man who has been robbed, when they arrive three minutes later? But to return to Hindenburg and Ludendorff: the best they could do under the most favorable circumstances and by means of an extremely hazardous manœuvre was to arrange that their entire fighting strength should attack only half of the enemy forces, so that the ratio would be 1 to 1, while the other half of the enemy troops was threatening Hindenburg's army in the rear. There was just one chance of bringing this about. The two Russian armies of Rennenkampf and Samsonoff were separated by the Masurian chain of lakes. But the distance between them was slight: Rennenkampf occupied a position at a distance of about thirty miles from the German troops, which had fallen back, and less than sixty miles from Samsonoff. The success of the manœuvre which Hindenburg and Ludendorff planned depended entirely on the possibility of withdrawing the two corps which were facing Rennenkampf and uniting them with the other contingents of the German east army against Samsonoff. If they should succeed in consolidating their forces against Samsonoff without starting Rennenkampf on the march, there would be a chance that they might defeat Samsonoff. In that case, the second half of their difficult task would then be to employ the same troops over again in an attack on Rennenkampf's army, which had been at rest all the time. If Rennenkampf moved, everything would be lost.

It has been said by many critics of German tactics in the World War, including Professor Hans Delbrück, the well-known war historian, that only a gambler could have dared to risk a battle under such perilous conditions. Hindenburg and Ludendorff did risk it. Samsonoff's army was

annihilated; the Russian commander blew out his brains in the midst of his surrounded troops. The battle of Tannenberg was a complete Cannae. The second part of the operation, the battle of the Masurian Lakes, was not quite so successful. Rennenkampf by flight escaped envelopment and annihilation. Nevertheless, these two victories became of supreme significance in Germany's destiny. This was not on account of the material facts and the immediate consequences of the victory. For important as it was to have destroyed one Russian army and driven the other back from the German frontier, this was, after all, only one blow on the gigantic hide of the Russian bear. What imbued these victories with special significance was something totally different. On the battlefield of Tannenberg was born the popularity of Hindenburg and of Ludendorff, as also the unshakable belief -- which was to become in the end so fatal -- that these twin commanders were invincible and infallible. On the battle ground of Tannenberg was laid the foundation for the coming omnipotence of the Supreme Command of the German Army, of the veneration of Hindenburg, and of the practical dictatorship of Ludendorff. One has to know the German people, with their propensity for hero worship and their poorly developed political sense, if one is to understand the devoted way in which they tied their fate to the two names of Hindenburg and Ludendorff.

Uncritical veneration of successful commanders is, by the way, not an exclusively German trait. Churchill's memoirs tell us that about the end of 1916 there was in England, too, a moment of confusion, showing itself mainly in the "absurd convention" that "the Generals and Admirals were more competent to deal with the broad issues of the war than abler men in other spheres of life. The General no doubt was an expert on how to move his troops, and the Admiral upon how to fight his ships, though even in this restricted field the limitations of their scientific knowledge when confronted with unforeseen conditions and undreamed-of scales became immediately apparent. But outside this technical aspect they were helpless and misleading arbiters in problems in whose solution the aid of the statesman, the financier, the manufacturer, the inventor, the psychologist, was equally required. The foolish doctrine was preached to the public through innumerable agencies that Generals and Admirals must be right on war matters, and civilians of all kinds must be wrong." [i] Germany's whole tragedy is summed up in these lines written by an Englishman.

The Germans have but a poor knowledge of their own history, or they know it only from distorted accounts. Otherwise they could not but have been mindful of the hard struggle which Bismarck had to wage against his own generals in the two wars of 1866 and 1870-71. His great skill and strength lay in his ability to maintain the supremacy of the political power over the conduct of war as against both the king and the generals. The superiority of the Entente in the World War consisted in nothing but that. Lloyd George and Clemenceau not only placed the supremacy of political considerations beyond all doubt, but, in their unchallenged power, they encroached even upon the military domain and took the reins there too. It was civilians and statesmen who finally put an end to the senseless old-style offensives. The memoirs of Prussian generals and books by apologists for Germany's conduct of the war express envy of the Entente's political leadership. What they say amounts to a lament something like this: Ah! if we could but have had men so sure of their aims! This praise arises out of a misapprehension: it takes account only of the final result, the victory, but not of the way by which Lloyd George and Clemenceau attained it. It is idle to speculate how these two men would have acted in a situation like that in which Germany found herself. But this much is certain: under the leadership of such men, neither Hindenburg nor Ludendorff would ever have been in a position so to transcend his proper rôle as to make the tremendous weight of his military authority and universal popularity decisive even in the political sphere.

IV

The "Cannae" of Tannenberg became a turning-point in German history. From then on, the German people knew only one commander, only one hero -- Hindenburg! -- with his chief of staff, Ludendorff, at his side. The Kaiser and the other war leaders disappeared in the glamour of his name.

But at the end of 1914 William II was still autocratic enough to make most important decisions in his own discretion, even contrary to the will of the people. The chief of the General Staff, Moltke the younger, had completely broken down after the battle of the Marne. The Kaiser appointed Falkenhayn, the Prussian war minister, as Moltke's successor. Falkenhayn did not belong to Schlieffen's school; he espoused a "strategy of limited aims" and rejected Hindenburg's and Ludendorff's plans for a great offensive on the eastern front. In the spring of 1915, the general situation made it necessary to transfer the war's center of gravity to the east; the Kaiser and Falkenhayn left the western theater and moved to Pless. The breaking of the lines of the enemy near Gorlice was a great victory, it is true; the front-line of the Russians was rolled up and forced back a great distance. But Falkenhayn's frontal warfare put the crown of success beyond his reach: there was no Cannae! Victories and conquests notwithstanding, Russia's strength remained unbroken. Hindenburg stuck to his idea that any great action in the west ought to be preceded by the overthrow of Russia. Falkenhayn rejected that idea. He had a plan of his own. That plan involved his unfortunate decision to storm Verdun, the strongest fortress of the French. While this most terrible of all battles was raging, two things happened which essentially changed the aspect of the war. On June 24 the Anglo-French offensive on the Somme ushered in the first great battle of matériel in the west. The sacrifices of Verdun had been in vain. The Entente gained a new partner: Rumania entered the war. In the summer of 1916 the German line of defense had everywhere been pressed back.

In this hour of need the Kaiser called Hindenburg and Ludendorff to Pless. The events leading up to this moment form one of the most curious chapters in Germany's conduct of the war. William II even then had no intention of filling the highest post in the army on strictly impersonal grounds. But at last the voice of criticism penetrated even his cabinet; it came from Falkenhayn's immediate entourage, from the operative department of the General Staff. Colonel Bauer and the younger officers of the Supreme Command saw "with utter horror," as Colonel Bauer himself admits, how incompetent Falkenhayn was. Hard as they undoubtedly found it to transgress the rules of Prussian discipline, they decided to make Count von Plessen, the first adjutant of the Kaiser, see that a different man ought to be at the head of the army. Now the Kaiser no longer had a choice; he had to entrust Hindenburg with the direction of the army. Ludendorff remained Hindenburg's first adviser, with the explicit assurance of "full co-responsibility."

V

There were now two soldiers of the first rank at the head of the German Army. With firm hand, they disposed of one of the most serious crises: Rumania was got rid of, and the battle of the Somme was drowned in mud and blood. The so-called Hindenburg program greatly increased Germany's strength. New systems of defense and attack rendered it possible to cope with the enemy's increasing superiority in war materials. In February 1917 the Germans succeeded in evading the dreaded Nivelle offensive by the clever move of the "Alberich" manoeuvre. As Churchill says: "The great military personality which Germany had discovered in her need, armed in the panoply and under the ægis of Hindenburg, by one sure stroke overturned all the strategy of General Nivelle."^[ii] Hindenburg had the highest aim in view: he conserved and consolidated Germany's strength for a decision in Schlieffen's sense.

Here lay the tragic significance and also the critical point of the Hindenburg-Ludendorff strategy: would Germany be strong enough to inflict an annihilating defeat on her enemies? This question was not to be answered by a soldier alone. Germany was now in need of a statesman of the first order, one able to play up to the generals. Germany had no such statesman. Bethmann-Hollweg, who was longing for a conciliatory peace rather than counting on an overwhelming victory, was overthrown by the Supreme Military Command. The apostles of submarine warfare were responsible for bringing about the break with America. The majority of the Reichstag allowed itself to be guided by the will-to-victory of the generals and admirals rather than by the voice of political insight and reason. The political leadership failed completely when Dr. Michaelis was appointed as Bethmann-Hollweg's successor. The Kaiser had lost his self-assurance and had become a silent man. The Reichstag passed the platonic

"Resolution of Peace," but lacked the courage to fight for its opinion. The Supreme Command of the Army, now the only source of energy, got into the way of commanding in the sphere of politics, too.

Historical truth makes it necessary to say that, in this decisive development, Ludendorff's will was more powerful than Hindenburg's. Quite properly, history speaks of "the Ludendorff dictatorship." Hindenburg himself describes his relation to Ludendorff, his junior by nineteen years, as that of a "happy marriage," in which all thoughts and plans were common property. Quite unlike Ludendorff, he admits with high-minded candor that he has neither taste nor talent for politics. "Maybe," he says, "my inclination for political criticism was too weak, maybe my feeling as a soldier was too strong. At any rate, this feeling is at the root of my aversion to everything diplomatic."

The truth is that neither Hindenburg nor Ludendorff had any intention to become dictators of belligerent Germany. But as there was a complete lack of political leadership -- neither the Kaiser nor the Chancellor nor the Reichstag giving expression to a clear program or to a definite will -- the leadership automatically fell to the two generals.

They were not statesmen: they were soldiers. And they were soldiers of a school on which the past was shedding its evening glow. Their dependence on Schlieffen's ideas now assumed a grim significance. The goal perpetually dangling before their mind was the great victory demanded by the strategy of annihilation. The idea of conciliation, of a modest peace, was foreign to them. Many months were spent on the preparations for the March offensive of 1918, "the greatest battle in world history." It was the most magnificent exhibition of force that has ever been seen on any battlefield. This colossal effort died away at Amiens. Schlieffen's two disciples were not able to break the resistance of the defending forces which had gained greatly in strength through the conditions of the modern battle of matériel. The German Army, overtaxed and well-nigh exhausted, was worn out at last by the repeated attempts to renew the offensive, undertaken to break the enemy's line and clear the way for a large operation. These desperate attempts ended in a sudden collapse, and the Supreme Command called for a truce.

VI

Ludendorff disappeared out of the life of the German nation. Like a self-willed comet, he went on pursuing his eccentric course. The causes of the German collapse were a sealed book to him. He persisted in his conviction that the old Prusso-German state had been perfection, and that the right had been entirely on Germany's side. He became obsessed by the delusion that the German catastrophe was the work of evil spirits. There is no bridge leading from this island of a deranged mind to the new Germany.

Despite his seventy-two years, Hindenburg stood by the side of his nation in the darkest days. This scion of an old aristocratic family that had been established for centuries in the Mark of Brandenburg and in the service of the Prussian kings must have fought a hard fight with himself, in the face of the German revolution, in order not to lose his faith in the future. He tells us in his memoirs what gave him strength in these hours of dire calamity: "I had the firm confidence in the best of our nation that they would have the strength of mind to succeed in blending new ideas with our precious inheritance from the past for the benefit of the common weal. This was the unshakable conviction with which I left the bloody battlefield from nations." This conviction made it also possible for Hindenburg to shake hands with the chosen representative of new Germany, with Friedrich Ebert, the Social Democrat. An eyewitness of this scene wrote at that time: "Hindenburg, because he has a great heart, placed himself under Ebert. He sees not what separates but only what unites. He placed himself under Ebert without grumbling, without any great ado. Modestly, seriously, quietly, Hindenburg did what he regarded as his duty."

How many faithful followers of the king, without any profit to their cause, made a cheap show of irreconcilability in those days, cursing Germany, while she was lying prostrate, racked with pain and shaken by the fever of revolution ! How many are there even today who persist in their undying hatred and close their eyes to the historic fact that the Hohenzollern monarchy

dug its own grave. It is in the nature of Hindenburg's character that this Prussian general has a more human, a more liberal, and a more unbiassed judgment than the politicians entangled in struggles of interest and of party. In a proclamation issued by the socialistic Workers' and Soldiers' Council of Cassel in November 1918 we read: "Hindenburg belongs to the German people and to the German Army. He led the army, and he did not forsake the people in their darkest days. His person is under our protection." Much more important than this protection, of which he stood in no need, is the respect which animated this proclamation.

All the same -- who would deny it? -- when the parties of the Right agreed on Hindenburg as their common candidate for the coming election of the President of the German Empire, the German republicans felt somewhat uneasy. The contrasts between classes and parties are much sharper among the German people than in any other of the great nations. This is a consequence of Germany's history. The Germans were not so fortunate as to be united in one national church. The cleft produced by the religious and economic progress of the united Empire after 1871 created a large industrial proletariat without in any way modifying the underlying feudalism of the ruling classes. This social conflict transformed the German people into two hostile nations. The German Republic today is not only suffering from the fact that it is the child of painful defeat; it is suffering to an even greater degree from clefts and chasms dividing the people. Democracy, too, has to put up with compromises. It is a difficult task to keep the bearers of the idea of republican democracy -- the Social Democrats, the Center, and the Democrats -- together on a common plane. One cannot wonder, therefore, that before the presidential election the republican-democratic parties did not succeed in finding a man to set up as a shining symbol of the new Germany. Hindenburg's democratic opponent, Dr. Marx, at that time the leader of the Center Party, was a colorless person whose name lacked lustre.

In his appeal before the election, Hindenburg wrote: "I believe I have done my duty in difficult times. If this duty now demands that I am to act as President of the Reich, according to the fundamental principles of the constitution, without respect to parties, persons, classes and callings, I shall not be found wanting. Our nation, bound in chains and rent by discord as it is, cannot be liberated by war or sedition. What we need is unremitting labor under peaceful and quiet conditions. What we must do in the first place is to cleanse our commonwealth of all those who have made politics a business of gain. I extend my hand to every German who is mindful of his dignity as a German and who stands for religious and social peace."

On April 28, 1925, Hindenburg was elected President of the German Republic. During the six years of his presidency he has kept all his promises. The privileges of a President of Germany are more limited than those of a President of the United States, but greater than those of the Head of the French Republic. During the first years of Hindenburg's term of office there were indications that he meant to restrict himself, with tact and dignity, to the duties of representation. As time went on he grew, as did his office. He has won the confidence of republican Germany by the way in which, as if it were a matter of course, he has respected every inch of the constitution to which he had sworn, warning off all tempters who wanted to make use of his name for political purposes.

It would be a mistake, however, to see in this confidence which Hindenburg enjoys on the part of the republicans a guarantee that the present régime in Germany will never be changed. Hindenburg has spent sixty out of his eighty-four years under the rule of the Hohenzollerns, and no one can expect this old general to give himself heart and soul to the new order of things. Bonds of sentiment attach him to the Prussia of William I -- to those years of development when Bismarck was the arbiter of the empire, and when the Prussian king was a plain and unassuming nobleman. Hindenburg always stood on different ground from that of the generals frequenting the court of William II. His sense of duty, inspiring him to serve the state "faithfully and loyally," dates from the ancien régime. This sense of duty has made it easier for him to place the service of the state above the oath which he had sworn to William II. "Faithfully and loyally" Hindenburg served William I; "faithfully and loyally" he fulfilled his duties under William II; "faithfully and loyally" he supports the new constitution which the German people made for themselves after the collapse of the monarchy.

The German Republic, however, is by no means proof against change. It is the offspring of a prudent match entered into by the Social Democratic and the Roman Catholic Center parties. This coalition seemed strong enough to safeguard the republic against reactionary assaults and to insure Germany's development along the lines of pacifism and in harmony with the rest of Europe. It was the Socialists and the Center Party, or rather, it was Socialist and Roman Catholic Germany that made it possible for Stresemann to carry on his policy of international conciliation and thereby slowly to regain for Germany the confidence of the world.

All this underwent a change in the German Republic in consequence of Stresemann's death and the September elections of 1930. A great number of the impoverished middle class, who had hitherto attached themselves to the moderate parties, now went over to the extreme Right and joined Herr Adolph Hitler's National Socialists. His party has become a power within the state -- especially since, in addition to its extensive following, it also enjoys the moral and material support of those who carry on heavy industry in Germany, and who intend to make use of the National Socialists as a protection against genuine socialism.

Without any doubt, it was these changes wrought in the picture of Germany through the September elections which ushered in the serious crisis from which the Germans are suffering today. Germany has to depend on foreign credits; she is in need of loans. In the last analysis, these loans are not granted by governments nor even by banks: they are granted by tens of thousands of small and large investors and capitalists, by private citizens in thousands of towns and villages. Such subscribers are guided exclusively by one paramount question: "Will the money I am going to invest be safe?" How do Mr. O'Connor of Chicago and Mr. Smith of Pittsburgh feel regarding the safety of money that is to be invested in Germany? At this point, then, the line of politics intersects the line of economics. Economic life is dependent on the confidence of foreign countries; and this confidence rests, in its turn, on domestic policy. In the main, Germany's policy prior to 1930 inspired confidence abroad; Stresemann was generally trusted as being a good European, and therefore business in Germany was readily financed. The effect of the September elections was like drawing a veil and revealing a new face of Germany. National Socialists hurled loud declarations of defiance against the international treaties; Stahlhelm parades and processions of soldiers were arranged in order to rouse the military spirit; speeches by generals playing the rôle of politicians and by swashbuckling professors completed the picture. In the hope of attaining to political power and of thus getting rid of high wages and socialist taxes, German heavy industry countenanced in every possible way the clamor of the ultra-conservatives. Could it be true that a reactionary coup, a constitutional revolution, was imminent? People in Germany were convinced that it was so. Prudent German capitalists and investors transferred their funds to Switzerland, Holland or to the United States. The amounts thus sent abroad grew to millions. Was it to be wondered at that the other countries began to take measures of safety--that they closed the doors of their banks to Germany and gave notices of withdrawals to terminate existing credits?

American investors cannot be expected to investigate Germany's ability to engage in war, or to find out whether there is more behind the blustering of the extreme nationalists than an irresponsible playing with words. General Ludendorff has published a sensational pamphlet in which he shows convincingly that, if war were to break out tomorrow, Germany would be absolutely done for. He points out that Germany could not possibly overcome the superiority of her enemies in technical armaments; nor could she improvise a trained army, fit for war service. There would be no time for defenseless Germany to turn her industrial equipment to practical account for purposes of war: on the second day of mobilization, her industrial plants and most of her towns would collapse in ruins under the superior air fleets of her enemies. However, the actual facts of Germany's situation did not prevent the expression by parties of the Right of their belief in her ability to carry on war from shaking the confidence of other countries and thus giving rise to a serious crisis.

What was Hindenburg's attitude during these critical times? He took his stand "faithfully and loyally" on the basis of the constitution; he has "faithfully and loyally" supported the Brüning Government. But everyone in Germany knows that, if a change of cabinet should bring the

parties of the Right into power he would support just as "faithfully and loyally" a Hugenberg-Schacht government. The decision, however, is not for Hindenburg to make, but for Brüning. To a distant observer, it might seem that Dr. Brüning's government, in facing the storm raging among the parties of the Right, has shown no great amount of courage. Brüning's mistakes -- his approval of the plan of a customs union with Austria, and his attitude of non-interference towards Stahlhelm day at Breslau -- had their origin in his desire to calm this tempest on the Right. It is quite true there is no country in the world where the tension between Right and Left is as great as it is in Germany. Under the influence of the economic crisis antagonisms of a hundred years' standing, never fought out, have produced an explosive atmosphere which, without the restraining influence of the Reichswehr and the state police, would be bound to find vent in civil war. The embarrassing necessity of having to carry on a government on the top of powder barrels has compelled the chancellor to walk in felt slippers. But it has become apparent that this policy of caution has not proved altogether a success; for it was precisely this nervousness of the Brüning Government that inspired the revolutionary parties of the Right with new courage. Brüning had to recognize the fact that there are things in the world which cannot be reconciled under any circumstances; for example, a heroic policy, conjuring up pictures of war, cannot be reconciled with an economic policy, involving foreign loans. The one aim destroys the other. The one psychology is directly antagonistic to the other.

Germany's emergence from the present crisis depends on whether sober and practical insight will prevail over the old-fashioned heroic views of life. President Hindenburg would like to reconcile what is irreconcilable. In him lives the memory that the German people were united in the war. He has learned to appreciate the value of German social democracy; but he would not like to burn the bridges leading to the Right. What is now needed is a new symbol by which Germany can be won to an understanding with the world. President Hindenburg is a symbol of yesterday.

[i]Winston S. Churchill: "The World Crisis, 1916-1918." New York: Scribner, 2 vols., 1927. Vol. I, p. 249.

[ii]Churchill, Vol. I, p. 278.

Der Artikel ist auch abrufbar unter:

<http://www.foreignaffairs.com/articles/69200/karl-tschuppik/Hindenburg>

VII.8 (1932)

Über Joseph Roth: Radetzkmarsch (*Beantwortung einer Rundfrage nach den besten Büchern des Jahres: Tschuppik hält den Radetzkmarsch für das beste.*)

Ein Werk mit ganz seltenen Vorzügen: es hat die Scham der halben Gefühls-Sichtbarkeit; es besitzt mehr Empfindung, als es zeigt. Daher die noble Nüchternheit des Stils. Die alte Adelswelt Franz Josephs hat nicht den Dichter, der Dichter hat die alte adlige Welt Österreichs nobilitiert.

Karl Tschuppik: Joseph Roth: „Radetzkmarsch“. In : Das Tagebuch. 13 (1932), 49, S. 1913

VII.9 (1935)

Der 1933 ausgebürgerte deutsche Philosoph Friedrich Wilhelm Foerster (1896-1966) zitiert KT in seinem 1937 erschienenen Buch *Europa und die deutsche Frage : eine Deutung und ein Ausblick*. (Vita Nova Verlag, Luzern, S. 463):

Einer der besten österreichischen Deutschen, in dem das, was Oesterreich war und ist und sein wird, sich zu jener schneidenden Klarheit und Präzision entwickelt hat, die keine Vernebelung duldet, K. Tschuppik, schrieb vor zwei Jahren: Man dürfe nie vergessen, dass im neuen Oesterreich die alte Donauwelt weiterlebt und weiterleben soll – dies aber war kein „deutscher“ Staat: „Im Oesterreichischen ist mehr enthalten als der deutsche Beitrag. Wir gehören der deutschen Sprachwelt an und hatten Teil an einer Geisteswelt, mit der das Deutschtum von heute nichts mehr gemein hat.“

VII.10 (1935)

Über Österreich im Ständestaat: „Ein Jahr Schuschnigg“

Es war die schwere, historisch bedeutungsvolle Aufgabe, Österreich aus der deutschen Gefahrenzone herauszureißen, es unabhängig zu machen von den Schwankungen und Wandlungen der deutschen Unruhe. Dazu bedurfte es einer dreifachen Arbeit. Erstens: das Denken des Oesterreichers mußte von der prussophilen Ideologie befreit und gegen die Gifte der neuen Pöbellehre immun gemacht werden. Zweitens; das Denken des Oesterreichers mußte einen positiven Inhalt bekommen. Drittens: es mußte die Abwehr organisiert, die Aggressionslust der Angreifer zurückgewiesen werden. [...] Man erkennt erst heute so recht, daß das voraussehende Auge Dr. Seipels zu einer Zeit das Problem bereits in seinen Umrissen gesehen hat, als die anderen noch blind waren. Er und Dr. Dollfuß gingen von der Ueberzeugung aus, daß die Rettung Oesterreichs sich nur bewerkstelligen lasse, wenn der der Sinn fürs Österreichische wieder geweckt werde.

Dr. Schuschnigg hat dies Arbeit fortgesetzt. Er hatte den Blick für die Dreiheit des zu Schaffenden: er ist der aktive Erzieher zu österreichischem Denken, wenn er als unermüdlicher Redner zur österreichischen Seele spricht; er beschränkt sich nicht darauf, das Böse, Kulturfeindliche des Nationalsozialismus anschaulich zu machen; er ist positiv in der Hervorhebung der guten Eigenschaften Oesterreichs, des Sinnes der geschichtlichen Sendung unseres Landes, der schweren, aber dankbaren Mission, die den Verteidigern auferlegt worden.

Karl Tschuppik, Ein Jahr Schuschnigg. In: Wiener Sonn- und Montagszeitung, 29. Juli 1935

VII.11 (1936)

Aus der Korrespondenz mit dem Verleger des Romans „Ein Sohn aus gutem Hause“

[...] Wegen des Titels zerbreche ich mir den Kopf, aber mir fehlt der Sinn dafür, beurteilen zu können, ob ein Titel wie „Max d´Adorno“ dem Buch nachteilig werden könne. Mir wäre es am liebsten, dieser Titel bliebe, ich überlasse es aber gerne Ihrer Entscheidung. (ist „Abschied von Oesterreich“ besser? Oder „Das Ende“?) [...]

Karl Tschuppik, aus einem Briefe an Verlag Allert de Lange, Herrn Walter Landauer, Amsterdam; ohne Datum. Enthalten im Archiv Allert de Lange, IISG, Amsterdam.

K.T.; Wien I, Hotel Bristol

3. Sept [1936]

Verlag Allert de Lange
Herrn Walter Landauer
AMSTERDAM C; Damrak 62

Lieber Freund,

ich glaube endlich einen Titel gefunden zu haben, von dem ich annehme, dass er auch Ihrem Geschmack entsprechen wird:

„Ein Sohn aus gutem Hause.“

Daneben gebe es noch andre Vorschläge, ich meine jedoch, dass dieser Titel der beste wäre. Anton Kuh rät, dem Buch den Titel „Lemberg noch in unserm Besitz“ zu geben; es war das österreichische Pendant zu „Im Westen nichts Neues“. Der Name erweckt aber allzusehr den Eindruck eines Kriegsbuches, während der Krieg bei mir nur vorüberrauscht und beim Helden nur die Erinnerung an ein abscheuliches Erlebnis, das nicht mit dem Krieg zu tun hat, zurückbleibt.

(Andre Vorschläge sind noch: „Der Kadett Sr. Majestät“; „Das löbliche Leben“; Carriere nach unten“.)

Manuskript geht in wenigen Tagen ab.

Herzlichste Grüsse, Ihr
K.T.

Karl Tschuppik, Brief an Verlag Allert de Lange. Enthalten im Archiv Allert de Lange, IISG, Amsterdam.

VII.12. (1938)

„DER WEG ZUM GUTEN WEIN“. Aus dem Nachlass veröffentlicht im zweiten Februarheft 1938 der Wiener Zeitschrift *Die Bühne*

Der Weg



Armbrustergasse
Photo Herbert

zum guten Wein

VON KARL TSCHUPPIK †

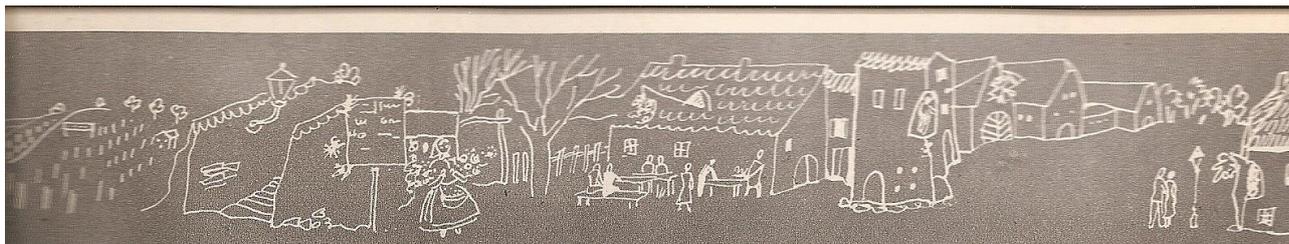
Aus dem Nachlaß Karl Tschuppiks bringen wir nachstehende besonders schöne Arbeit dieses Schriftstellers, der ein Heurigenenthusiast gewesen ist.

Der Wiener, jener aussterbende Typus unter den Bewohnern der ehemaligen Reichshaupt- und Residenzstadt, der stirbt, aber nicht untergeht, orientiert seinen Sinn nach dem Weine. Er akzeptiert nicht die vier Himmelsrichtungen der anderen, er kennt nur drei: den Westen, den Süden, den Norden. Den Osten nimmt er nicht zur Kenntnis. In den drei anderen Richtungen wächst der Wein. Im Osten nicht. Und er wertet gleich, wenn er den Westen voranstellt, den Süden folgen läßt, den Norden an dritte Stelle setzt. Im Westen zwischen Donau, Kahlenberg und der Stadt, liegt das eigentliche Terrain des Weines. Es ist der Wein nach dem Geschmack des Wieners, der grünlich-gelbe, helle, säuerlich prickelnde Saft jener Reben, die auf den sanften Hängen und Hügeln von Sievering und Grinzing, Nußdorf und Heiligenstadt bis zum Kahlenbergdörfel gedeihen. Die amtliche Geographie Wiens nennt diese Gegend kurz „Döbling“ und gibt ihr als Bezirk die Nummer XIX. Dem Wiener aber widerstrebt es, den gemeinsamen Namen zu gebrauchen. Offenbar ist ihm zumute, als ob man den Sieveringer, den Grinzing und den Nußberger in ein großes Faß zusammengöße. Soviel Namen, so viele Sonderheiten! Er bleibt bei den Ortsnamen, spricht von Grinzing und Sievering, Heiligenstadt und Nußdorf, nie von „Döbling“. Döbling ist eine Zusammenfassung von Straßen und Häusern; die Einzelnamen bezeichnen Individualitäten: Orte und Weine.

Nach dem Westen — eine ganze Welt liegt dazwischen! — kommt der Süden mit den Hauptorten Gumpoldskirchen und Baden. Die Südbahn weist den Weg, die Ausläufer des Wienerwaldes und die Ebene östlich der Bahn setzen dem Wein die Grenzen. Hinter Baden ist der Wein zu Ende. Der Weintrinker hat einen geschärften geographischen Blick, er unterscheidet genau zwischen der niederösterreichischen Landschaft im Westen Wiens und der Südbahnstrecke. Dort im Ausklingen der Berge hat die Landschaft das eigentlich „öster-

reichische“ Gesicht. Der Wald säumt sie ein, der Wein wächst auf Berglehnen. Es gibt keine Felder. Zwischen den Weingärten gedeiht Obst. Die Leute vom Weinberg haben ihre eigene Tracht. Die blaue Schürze des Hauers gehört zu den wesentlichen Farbflecken dieses Bildes. Das weißgetünchte Haus mit dem großen grünen Tor, das zur Presse führt, kleine Gärten — mit Holzbänken unter den Bäumen —, es ist eine Hügel- und Gartenlandschaft. Der Süden ist anders. Dort spürt man schon die breite Ebene. Von den Höhen um Perchtoldsdorf und Mödling schaut man nach Ungarn hinein. Jenseits der Bahn wächst Kukuruz, breiten sich Felder aus. Die Dörfer haben das Gesicht der Ebene. Es gibt den „Bauer“, nicht nur den „Hauer“. Die Dächer der niedrigen Häuser sind wie große Strohhüte. Es gibt Dorfteiche mit Gänsen, wie in Böhmen, den breiten Dorfplatz, wie in Ungarn. Im Westen Wiens ist der Wein frühlingshaft grün, hier im Süden ist er gelb-bräunlich wie der Sommer.

Eine Stunde Bahnfahrt trennt zwei Landschaften, zweierlei Wein, zwei Weltbilder. Wie merkwürdig ist doch der Mikrokosmos der Weintrinker! Er hat seine Gemeinden, seine Bruderschaften, seine Sekten. Es gibt „Sieveringer“, die nur diesen Wein mögen, seine größere Säuerlichkeit, Strenge, Einfachheit. Der von nebenan, von Grinzing, vom Nußberg etwa, „singt“ ihnen zuviel, „macht zuviel her“. Wenn aber einer dem Südbahn-Wein den Vorzug gibt, dann bilden die „Westler“ sofort eine Phalanx. Den Streit um die Nuancen machen sie untereinander aus, in der Frage der Weltanschauung sind sie einig.



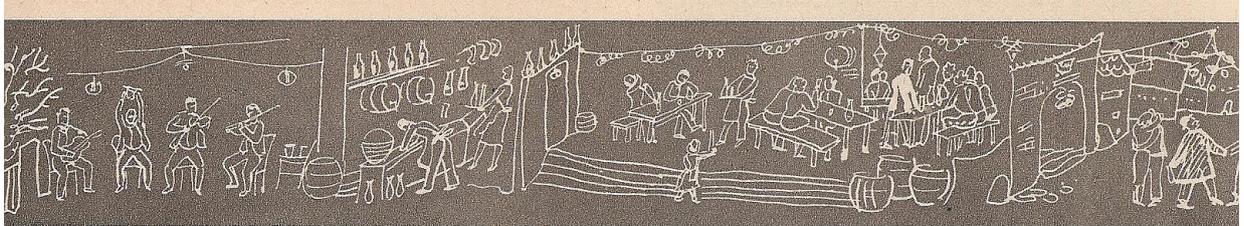
Und beide, „Westler“ und „Südbahner“, sehen mitleidig auf den „Straßler“ herab. So heißt in der Terminologie der Wiener Trinker jener Wein, der längs der Brünner Straße gedeiht. Das Wort „Straße“ hat sich erhalten, weil es älter ist als die Eisenbahn. Der „Straßler“ ist der billige Wein und deshalb gehört er, wie seine Schätzer, in das Reich der großen Bruderschaft. Der andere, der Marktwein, der aus ungarischen Trauben mit Zusatz heimischen Weines hergestellt wird, heißt in der Sprache der Bruderschaft „Glumpert“.

Sie haben ihre stillen Feste, ihren Ritus, ihre Geheimnisse, die „Brüder“. Der Fremde, der nach Wien kommt und hier den „Heurigen“ kennen lernen will, gerät, wenn ihm nicht der Zufall hold ist, meist an die falsche Adresse. Beim richtigen Heurigen geht es überhaupt nicht laut zu. Man trinkt andächtig, ganz dem Genuß hingegeben, dabei einen natürlichen Takt wachend, der den eingeweihten Mann vom Neuling und Dilettanten unterscheidet. Beim Heurigen gibt es kein politisches Gespräch, keine Parteien, außer die des Weines. Der Wein erzeugt seine eigene Heiterkeit, die des Geräusches nicht bedarf, seine eigene Philosophie. Er tilgt die Wertungen und Unterscheidungen der profanen Welt zugunsten seiner eigenen Welt aus.

In einem der holdsten Winkel dieses Wiens, längs der Armbrustergasse und der Probusgasse, auf dem Wege nach Heiligenstadt, öffnet sich der Pfarrplatz, eine Idylle aus vergangenen Zeiten. Vom Pfarrplatz biegt ein kleines Gäßchen zur Kahlenbergerstraße. Man liest „Eroicagasse“. Im Eckhaus hat Beethoven die dritte seiner Symphonien geschrieben. Es war seine Gegend. Ein halbes Dutzend der kleinen Häuser

trägt Gedenktafeln, die von seinem „Da-Sein“ melden. Beim „Alten Kirlinger“ in der Kahlenbergerstraße, einer der ältesten Hauerfamilien, sind noch Weinrechnungen Beethovens aufbewahrt. Hier nämlich, auf diesem Boden, galt er als Weintrinker. (Nietzsche hat etwas davon geahnt, dort, wo er sagt, in Beethovens Musik murmelte das Volk, er habe im Weinberg, in der Schenke, auf der Straße gelauscht und die aufgefundenen Melodien zu sich emporgehoben.) Schubert hat in Grinzing getrunken. Eines seiner Lieder trägt den Vermerk: „Bei Manhart im Garten.“ Haus und Garten stehen heute noch. Es gibt Geschlechter von Weinhauern, die ihre von Maria Theresia verliehene Lizenz vom ersten Tage an bis heute an derselben Stelle überm Schanktisch hängen haben. Die Westermeiers in der Probusgasse sind solcher alter Haueradel. Der jetzige Herr des Hauses, auch äußerlich ein Kinsky oder Liechtenstein, blickt in seinem Keller auf Jahrhunderte zurück. Gewisse Namen — Mandl, Wagner, Hengl, Schöll, Muth, Lier, Ruckenbauer und Rockenbauer — kommen öfter vor. Die einzelnen Familienmitglieder unterscheiden sich durch Beifügungen, wie: „Kürassier“-Hengl und der „Beethoven“-Hengl, der „Feuerwehr“-Wagner und der „Nußbaum“-Wagner, der Schöll „Am Berge“ und der Schöll „In der Sandgasse“.

Der Uneingeweihte, der den Ritus nicht kennt, hat es nicht leicht, den Weg zum guten Wein zu finden. Die Hauer schenken ihren Wein nur drei-, viermal im Jahre aus. Dann „stecken sie aus“. Das heißt: auf einer langen Stange, die aus dem Haus oder Garten auf die Gasse hinausragt, baumelt ein grüner Buschen. Der Buschen sagt, daß hier Wein zu haben



Links :
Probusgasse

PHOTOS
HERBERT

Zeichnung
von Jenny
Velechovsky

Das berühmte
Beethovenhaus
(rechts) am
Herma-Platz
(früher Pfarr-
platz)



ist. Daher die Bezeichnung „Buschenschenke“. Die Schenke ist improvisiert, und das ist das Schöne daran. Man hat wohl von alters her Bänke, Tische und Stühle, die im Garten zu-rechtgestellt werden, im übrigen aber muß man im Winter und bei schlechtem Wetter, mit den Stuben der meist recht engen Hauerhäuschen vorlieb nehmen. Das Essen zum Wein — eine Wissenschaft und Kunst für sich — bringt man selber mit. Der ambulante Händler hat nur Kleinigkeiten, der Hauer allenfalls nur Brot und Nüsse.

Die noch größere Kunst: wie erfährt man, wer „aus-g'steckt“ hat und wo der gute Tropfen ist? Das ist ein Geheimnis. Man erfährt es aber. Allerdings gehört eine Praxis vieler Jahre dazu. Die erste Zeit tappt man aufs Geratewohl, dann lernt man, nach und nach, den Wein kennen, nachher Gegend und Alter, und so rückt man in der Gemeinde der Weintrinker langsam vor, bis man, ohne daß es einer Zere-monie bedürfte, zu den Intimen, zur Bruderschaft vom Weine gehört. Sie hat keine Aufnahmeprüfung und keine geschrie-benen Gesetze, aber kein Orden ist gefügiger als diese satzungs-lose Gemeinde ohne äußere Abzeichen. Sie kennen sich unter-einander, die Brüder, obzwar sie sich nicht kennen. Sie wissen von einander, obzwar sie meist nicht einmal die Namen wissen. Sie erkennen sich am Geschmacksurteil, an der Terminologie, einer Art Geheimsprache, an der Wein- und Weltbetrachtung, was bei ihnen ein und dasselbe ist.

Bei einem der edlen Heurigen, der niemals eines Hinweises bedarf, weil die Kenner mit nachtwandlerischer Sicherheit zu ihm finden, wenn sich sein Tor öffnet — saß die Bruderschaft beisammen. Es fehlte keines der markanten Häupter. Ein

Mann, der Historiker der Gemeinde, resümierte: „Alles rund herum ist zugrunde gegangen; das alte Österreich und seine ganze Gesellschaft. Milliardäre von gestern sind heute Bettler. Von den stolzen Burgen des Geldes sind Ruinen zurück-geblieben, die größten Namen haben ihren Glanz verloren. Unverändert, unerschüttert ist die stille Bruderschaft vom Wein.“

Wer sie nicht kennt, der weiß nicht, daß in ihr ein Element der Erhaltung waltet: Genügsamkeit. Der wirkliche Wein-trinker ist bescheiden und maßvoll. Er hat die Lebensweisheit Epikurs, der am Rande des Lebens, im kleinen Raum, sich der Betrachtung hingeeben. Sein kontemplatives Glück dankt er dem Wein.

Eroicagasse